

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 38.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 16. October 1887.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4 1/2 M.

XIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Margherita.

Eine Erzählung aus der Zeit Leonardo da Vinci's
von C. Hirundo.

Im Palazzo Barbarigo war der nach Norden liegende Theil eines großen Saales durch schwere Gobelin-Teppiche, die an vergoldeten Säulen und Querstäben befestigt waren, zu einem Maler-Atelier abgetrennt. Prachtvoll und reich war die äußere, geräumige Halle, die in eine offene Loggia gegen Osten endete, von wo man in blühende Gärten und auf plätschernde Brunnen hinab sah. Die Wände schmückten farbenleuchtende Fresken, die Geburt der Venus darstellend, und vergoldete Stuck-Arbeiten verbanden sie mit dem Deckengemälde, das Apollo, die Sonnensperde lenkend, zeigte. In dem kleinen, abgetheilten Raume stand auf einer Erhöhung, deren Stufen mit weichen, morgenländischen Decken belegt waren, ein Tisch mit römischer Mosaik-Platte; darauf schimmerten Goldschalen, mit sicyliantischen Trauben und dunkeln Orangen gefüllt, und venetianische, feingeschliffene Gläser mit Cyperwein, der aus schlanker, goldgehenselter Kanne geschöpft worden war.

Davor ruhte auf weichseidenem Pfuhl ein herrliches Weib. Ein meerblaues Atlasgewand umschloß ihre üppigen Formen: reiche Silberstickerei umsäumte den tiefen Ausschnitt des Kleides und stieß über das Vorderblatt des Rockes bis auf die Füße herab. Ein hoher Spitzenkragen rahmte das Haupt ein, dessen rothe Lockenfluth auf die perlweiße Stirn und auf Nacken und Schultern fiel. Wie ein Diadem umfing die „ghirlanda aurea“, ein Kunstwerk des Florentiner Goldschmiedes Domenico Grillardaja, das weiche Haar. Ihre braunen Augen strahlten in seltsamem Feuer, und um die vollen, halbgeöffneten Lippen flog ein bestrickendes Lächeln. Vollerblühte Rosen, glühendrothe und abgestimmt bis zum zartesten Gelbweiß, farbentatte Malven und die schweren Trauben der blauen Akazienblüthen lagen ausgestreut über die wunderbare Gestalt.

Schräg vor dem hohen Bogenfenster ruhte auf der Staffelei in schwer vergoldetem Rahmen das Bild der schönen Frau. Davor stand, in Bewunderung versunken, Melzi, der jugendlich schöne Schüler Leonardo da Vinci's, den Malstoch und die Palette in der Hand. Er trug den dunkeln Sammetrock mit weit ausgeschlagenem Leinwandtragen; auf der Brust war das Wams offen, und das feine, weiße, in dichte Falten gelegte Hemd sah breit heraus. Das blühende Angesicht war umrahmt von

reichen, hellblonden Locken; Jugendlust und Glück leuchtete aus seinen großen, blauen Augen.

„Bei dem Gürtel der Juno! Wäre es überhaupt möglich, den Reiz Eurer strahlenden Schönheit mit todtten Farben auf die Leinwand zu bannen, Excellenza: Meister Leonardo wäre es geglückt!“

Er hielt inne, und zurücktretend, betrachtete er noch einmal glühenden Auges das majestätische Bild. Dann legte er Pinsel und Farben aus der Hand, und dicht vor die Herzogin Paola hintretend, fuhr er fort: „Und

gefällt, und während sie es an den Mund führte, fuhr sie fort: „Dem Meister — und dem Schüler!“

Rasch erfaßte Melzi einen Kelch, leerte ihn und warf ihn klirrend zu Boden. Dann sank er vor Paola auf die Kniee und führte ihre weiße Hand an seine Lippen.

„Göttin, Juno und Venus in einem herrlichen Körper! Ihr laßt mich nippen an des Glückes Becher, und . . .“

Da wurde der schwere Gobelin zurückgeschlagen, und, umfluthet von dem warmen Sonnenlichte, das den äußeren Saal füllte, erschien eine schlankte, zarte Mädchengestalt. Ein weißes Spitzengewand, züchtig um den feinen Hals geschlossen, umhüllte wie ein Lustgewebe die jungen Formen. Das schmale, feine Haupt zeigte edle, griechische Linien, und das dunkle Haar, das in einem Goldnetz rückwärts gefangen war, schmückte wie ein lichter Stern eine weiße Narzisse.

Erstreckt fuhr der Jüngling von den Knieen auf. „Was suchst Du, Margherita?“ wandte sich Paola ruhig der Eintretenden zu, das schöne Haupt kaum erhebend.

„Ich hörte ein seltsam Klirren und fürchtete für Meister Leonardo's Laute! Doch sie ist unverfehrt!“

Damit hob sie eine silberne, in Form eines Pferdekopfes modellirte Laute von einem Pfuhl, der zu Paola's Füßen stand, und legte sie sorglich auf den Tisch.

„Du liebst Deines Gönners Laute mehr, als seine Werke, Margherita!“

„Ist sie nicht auch aus seiner Künstlerhand hervorgegangen? Hat er sie nicht selbst erfunden und ausgeführt? Und entlockt er ihr nicht stets die herrlichsten Harmonien? O weh, hier liegt ein zerbrochenes Glas!“ unterbrach sie sich selbst, als sie dem Fenster zuschritt.

„Melzi stärkte sich bei der Arbeit, und Du kennst sein Angestüm!“

„So seid Ihr noch nicht fertig, junger Meister? Schon sinkt der Abend. Ich hoffte, Excellenza, Euch aus diesem Blumenduft befreien zu dürfen. Die Sinne schwänden mir hier! Ich beklage Euch, Frau Herzogin!“

Paola lachte; das Klang wie Silberglöckchen. „Ich danke für Dein Mitleid, ich liebe diese Luft, und Melzi's Blumen sind noch nicht vollendet. Nicht wahr?“ fügte sie mit schelmischem Lächeln bei.

Da leuchteten des Jünglings Augen dankerfüllt und er neigte sich, keines Wortes mächtig.

„So störe ich nur, Excellenza. Ihr gestattet wohl, daß ich auf der Loggia Eurer Befehle harre.“

„Gewiß, Margherita, Du träumst dort gern bei dem Plätschern des Brunnens!“ versetzte Paola mit leisem Spott.



Der Vogelfreund. Von Anton Müller. — Siehe Seite 444.
Original im Besitz des Kunsthändlers F. Schwarz in Wien.

mich, den Seligsten der Sterblichen, ließ er mitarbeiten, Euren Anblick die langen Wochen mitgenießen! Jetzt aber, ich kann es leider nicht länger verschweigen, — ziehe ich doch schon seit Tagen diese Minute hinaus, — jetzt ist das Bild vollendet! Ihr seid bereit von der Qual dieser mühsigen Stunden; aber mein Glück ist aus!“

„Habt Ihr den letzten Strich an diesen Blumen gethan, so laßt Euch danken!“ sprach die schöne Frau mit süßer, schmeichlerischer Stimme. Sie ergriff eines der feinstieligen Kristallgläser, mit tiefgoldnem Wein

Ein leichtes Roth stieg in die hohe Stirn des Mädchens, und sie sagte zaghaft: „Nein, Frau Herzogin, ich zeichnete!“

„Ach ja, Du bist des frommen Baccio's Schülerin! Aber hast Du nicht, — gleich ihm, — die sündigen Werke Deines Stifts auf einem der Opfer-Scheiterhaufen Eures Unheil-Propheten, des Alles verdammenden Savonarola, verbrannt? Mich wundert, daß Du das Goldnetz behieldest, denn allen Schmutz, den Du besessen, haben Dir seine Fastenpredigten gekostet; jubelnd warfst Du ihn in das Feuer.“

Und wieder erklang das seine Lachen.

Margherita kreuzte die Hände auf der Brust, daß die langen, offenen Spitzenärmel die weißen, fein geknöchelten Arme freigaben, und mit leisem Vorwurf in der Stimme sagte sie: „Nicht sündig ist mein bescheidenes Werk: ein geistig edles Bild versucht mein Stift zu bannen. Savonarola selbst, — Gott segne seinen Namen, — hätte kein hartes Urtheil über mein schwaches Beginnen!“

„So bringe uns Dein Bild, wenn es vollendet ist: wir wollen sehen, ob es vor Baccio's Blick bestehen könnte!“

Margherita zögerte. „Muß ich es Euch zeigen, Excellenza?“

„Margherita, was soll die Frage? Ich habe noch nie einen Befehl wiederholt!“ Halb erstaunt, halb zornig schürzte die schöne Frau die Lippe. Margherita erbläute, verneigte sich stumm und verließ das Gemach. Wie der Vorhang sich hinter der zarten Gestalt schloß, war es, als schwände der letzte Sonnenstrahl.

Verstimmt ob der Störung, ließ sich der Jüngling abermals zu Paola's Füßen nieder und begann: „Muß denn die weltliche Heilige immer in meiner Königin Nähe sein? Was schickt Ihr sie nicht in ein Kloster? Da soll sie ihre Sittenpredigten halten: nicht hier am glänzenden Hofe, wo Lust und Freude herrschen!“

Lächelnd reichte Paola dem Jüngling eine goldene Traube und sprach: „Mit Süßigkeiten muß man schmollende Kinder trösten!“

Doch rasch ergriff Melzi den vollen Arm anstatt der Frucht und drückte Kuß auf Kuß darauf.

„Halt, Knabe! Nicht so ungestüm!“ fuhr die Schöne ruhig fort, dem Jüngling den Arm entziehend. „Das habt Ihr nicht verdient, wenn Ihr Margherita scheltet: sie ist mein guter Stern! Ihr Leben läßt sie freudig für mich, und mein eifersüchtiger Gemahl weiß so gern ihr unschuldsvolles Wesen in meiner Nähe. Ihr Bruder, Ginevra, ein feuriger Genuese, schön wie die Nacht.“ — Melzi fuhr unruhig auf, — „ich sage nicht: schön wie der Morgen, bedenkt das wohl!“ setzte sie mit verärgertem Lächeln hinzu. „Nun ja, Ginevra war dem Herzog zu . . . nun, zu feurig. Er drohte ihm mit dem Tode; auf meine Fürsprache schenkte er ihm das Leben, und Ginevra ward verbannt. Margherita liebt ihren Bruder zärtlich; in heißer Dankbarkeit für meine Gnade schwur sie, ihr ganzes Leben mir zu weihen. Ihre Gegenwart an unserem freudreichen Hofe ist ihrem frommen Sinn ein größeres Opfer, als wenn sie mit raschem Tode die Dankesschuld mir abtragen könnte!“

„D, stellt das bleiche Mädchen deshalb nicht so hoch! Dürft' ich eine Günst, die kleinste nur Euch danken, wie gern wollte ich dann in den Wogen begraben sein!“

„Schmeichler! Doch welche Wogen schlugen über Euch zusammen? Seid Ihr nicht undankbar? Wer hat mir all das Lächeln abgestohlen; das Meister Lionardo dort unsterblich macht? Mit Saitenspiel und Gesang ließ er die Zeit mir kürzen, damit kein ernstes Hand sich meinen Zügen nahe, wenn er malte! Seiner Laute in Margherita's Hand glaubte er mein Lächeln zu danken! Ha, ha, ha! Und Eure strahlenden Augen, hinter der Staffelei, hinter dem Vorhang verborgen, die hatten es mir abgelodt!“

Leise hatte sie, während sie sprach, die Hand auf die dichten Haare Melzi's gesenkt und fuhr liebevoll darüber hin. „Meister Lionardo hat Recht, daß er die krausen Locken Eures Hauptes auf allen seinen Engelsköpfen malt, sie sind . . .“

„Ihr aber macht mich zum Dämon mit Eurer Huld und Eurer Grausamkeit!“ flüsterte Melzi und schlang seinen Arm um Paola.

Da hallten Schritte im Saale, doch die Beiden hörten sie nicht.

Margherita, welche auf der offenen Loggia den Sonnenuntergang geschaut, wandte sich und, die Eintretenden erkennend, eilte sie rasch, sie der Herzogin zu melden. Einen kleinen Rahmen, mit Leinwand bespannt, trug sie, — leicht auf die Hüfte gestützt, — im linken Arme, mit der Rechten schlug sie den Vorhang dicht hinter Paola's Stuhl zurück. Als sie eben rufen wollte: „Der Herzog kommt!“ wurde auch schon auf der entgegengesetzten Seite der Gobelin zurückgeschlagen, und Herzog Alfonso mit glänzendem Gefolge stand vor Paola.

Wie der Blick fuhr Melzi empor; langsamer erhob sich die Herzogin. Zwischen Melzi und Paola stand nun Margherita, stumm ihre Zeichnung der Herzogin

reichend. Hinter dem Herzog erschien die große, athletische Gestalt Lionardo da Vinci's, im geschlüpften, braunsammetnen Reitgewand. Er stand im kräftigsten Mannesalter. Lang fielen Haar und Bart des edlen Hauptes auf Schulter und Brust. Schön war er, als sei er vom Olymp herabgestiegen. Aus seinen Augen strahlte der sonnige Glanz des göttlichen Genius, und seine Gestalt, von seltenem Ebenmaß der Glieder, zeigte in jeder Bewegung die Meisterhaftigkeit in allen ritterlichen Künsten. Mitteilidig lächelnd sah er auf den erglühenden Jüngling.

Ein Page, in purpurnen Atlas gekleidet, erhob die Fackel und entzündete damit die Ampel, die in roth geschliffenem Glas an goldenen Ketten über dem Tische hing.

Der Herzog, ein leicht ergrauter Herr mit scharfen, harten Zügen, trat einen Schritt näher, und seinen unschönen Kopf weit vorschleudend, rief er mit halb ersticker Stimme: „Frau Herzogin, was soll das? Ein zweiter Ginevra?“

Rasch flüsterte Paola Margherita zu: „Jetzt löse Deinen Schwur: rette mich!“ Zu ihrem Gemahl gewendet, fuhr sie leise fort: „Schont Margherita vor dem Gefolge!“

Da traf sie ein unsäglich trauriger Blick der Erkenntnis aus den dunklen Augen des Mädchens.

„Margherita?“ wiederholte ungläubig der Herzog und gab den Dienern ein Zeichen, sich zu entfernen. „So spricht! Ich sah den Knaben zu Euren Füßen, Herzogin!“

Nun trat Margherita vor, bleich und schön, als wäre eines der Marmorbilder, die den Saal zierten, herabgestiegen; die Augen gesenkt auf all die Blumen, die auf dem Teppich lagen, sprach sie: „Maestro Melzi kniete, um meine Zeichnung anzusehen!“

„Das ist nicht wahr!“ fuhr der Herzog auf. „Ich sah zwei in einander geschlungene Hände!“

„So war es meine Hand, die der Maestro hielt!“

„Margherita! Kind, Ihr macht mich rasen! Ihr, Ihr solltet? Es ist nicht möglich! Ich sah die andere Hand in sein Lockenhaar gewühlt . . .“

„So war es meine Hand, die jenes Haupt berührte!“ kam es wieder leise, aber gefast von des Mädchens Lippe.

Zornig trat der Herzog auf sie zu, aber rasch nahm Lionardo das Wort.

„Herr Herzog, laßt mich Gericht halten über dieses kühne Engelsmodell, das in Gegenwart der hohen Frau Eurer Schutzbefohlenen Liebe erfleht! Hört, Melzi,“ setzte er mit feinem Lächeln bei, „was werden meine Heiligen sagen ob dieses Vorganges? Ich kann Euch nicht mehr in ihre Gesellschaft bringen!“

Erstaunt sah der Herzog auf Lionardo. Konnte der reife Mann, dieser Lebenskünstler, den unbegreiflichen Worten des sonst so zurückhaltenden Mädchens wirklich Glauben schenken?

„Kommt, Alfonso!“ flüsterte ihm jetzt die Silberstimme seiner Gattin in das Ohr. „Laßt uns die unbequeme Scene enden! Kommt mit mir, der Maestro wird die jungen Herzen rascher vereinen können, als wir!“

Ihr voller, warmer Arm schlang sich in den des Herzogs, und ein holdes Lächeln für die Zurückbleibenden auf den Lippen, verließ sie mit dem zögernden Gemahl das Gemach; bald verhallten ihre Schritte auf dem Mosail-Fußboden des Saales.

Dumpe Stille herrschte in dem kleinen Raume. In Lionardo's edlen Zügen hatte das Lächeln bitterer Strenge Platz gemacht.

„Verlaßt uns, Melzi, ich spreche Euch später in meinem Hause!“

Der Jüngling verbeugte sich tief vor dem Meister. Dann suchte sein Blick Margherita. Sie saß auf den Stufen zusammengesunken, ihr thränenleeres Auge starrte auf die Leinwand, welche sie, auf das Knie gestützt, mit dem rechten Arm vor sich hielt.

„Gestattet, Meister, nur noch den Dank meiner reinigen Seele!“ stotterte Melzi, bog das Knie vor dem Mädchen und küßte den Saum ihres Gewandes.

Margherita sah es nicht. Erst als der Jüngling das Gemach verlassen hatte, trat Lionardo auf sie zu: „Margherita! Kind, Unselige, was habt Ihr gethan?“

Sie sah auf, und ihr Auge begegnete dem schmerzlichen Blick Lionardo's.

„Geopfert habt Ihr Euch für eine Unwürdige!“ fuhr dieser fort. „D, wehrt mir nicht; ich muß Euch endlich sagen, was wir Alle wußten, nur Ihr selbst nicht ahnen konntet, armes Mädchen! Nicht rein und unschuldig verfolgt durch die Eifersucht ihres Gatten ist diese Herzogin! Euer Bruder Ginevra, für dessen Begnadigung Ihr als Dank heute Euch selbst geopfert, ward von ihren Künsten bezwungen! Des Herzogs Grausamkeit wäre damals gerecht gewesen, hätte sein Richterspruch sein Weib getroffen, — nicht Ginevra! Jedoch er liebt die Ungetreue und läßt sich immer wieder gern von ihr bethören! Euch aber, holde Margherita, muß geholfen werden!“

„Das ist nicht möglich, Meister! Denn meine Seele habe ich besetzt und ein langes Leben voll Buße und Reue muß mir der Herr gönnen, um einst eingehen zu können in seine Herrlichkeit!“

„Was, Reue und Buße, Kind! Ihr seid ja schon ein Engel unter uns sündhaften Menschen! Nicht an die Ewigkeit, an das Leben laßt uns denken! Ihr müßt Melzi's Gattin werden, ich sorge für Euch!“

Wie von einer Natter gestochen, stog das Mädchen in die Höhe. „Melzi! — nimmermehr!“ rief sie, und die Zeichnung, die sie bisher nicht aus der Hand gegeben hatte, entfiel ihrem Arm.

Rasch bückte sich Lionardo und hob sie auf. Ein leiser Schrei entfuhr seinen Lippen: „Baccio della Porta!“

Abgewandt stand Margherita, die langen, durchsichtigen Spitzenärmel wie einen Schleier vor das erglühende Antlitz haltend.

Langsam flog sein Blick von dem gedankenschweren Mannesantlitz, das mit gewandter Kohlenführung auf der Leinwand ausgeführt war, auf die zitternde Mädchen-gestalt.

„So steht es um Euer Herz? Ich hätte fühlen können, daß meines ersten, jungen Freundes gottergebenes Leben, fern von dem Getriebe dieses lasterhaften Hofes, Euren frommen Sinn fesseln mußte! Armes, armes Kind! Aber verzaget nicht! Baccio ist von Florenz zurück. Ich hörte es von den Dienern, als ich vom Pferde stieg; er ist im Palast!“

Da wandte sich Margherita. Ein Hoffnungsstrahl verklärte ihre Züge. „Baccio zurück! O daß ich ihm Alles gestehen könnte; er allein kann meiner Seele wieder Frieden bringen!“

„Er kommt von Savonarola, Euren gemeinsamen Freunde. Ich lasse ihn zu Euch bitten, Kind. Doch einstweilen ruht Euch hier.“

Und sorgsam, wie ein Vater, bettete er das schlante Mädchen auf weichen Polstern und ging dann, seinem Diener, der auf der Marmortreppe seiner harrete, einen Befehl zu geben. Als er zurückkam, ergriff er die silberne Laute, und ihre sanften Klänge beruhigten den wilden Schmerz Margherita's.

Stunden verschwanden. Endlich wurde der Vorhang zurückgeschlagen, und ein junger Dominicaner-Mönch trat ein. Ein blaßes Antlitz, mit ernsten Linien und einem Zug herben Schmerzes um die feinen, bartlosen Lippen, schaute erstaunt auf die seltsame Gruppe, die sich seinen Blicken bot.

„Bei allen Heiligen, Baccio! Was bedeutet das Priestergewand?“ rief Lionardo, entsetzt aufspringend. „Daß Baccio della Porta in Fra Bartolomeo unterging!“

Margherita war von ihrem Pfuhl aufgestanden; lange sah sie den Mönch sprachlos, staunend an. Sie fuhr leise mit ihrer schmalen Hand über die Augen, als müsse sie ein anderes Bild dort verwiischen; dann trat sie langsam näher und führte den rohen Strick, der Baccio's härenes Gewand gürtete, ehrfurchtsvoll an die Lippen.

„Margherita, meine Tochter, ich segne Dich!“ begrüßte der Mönch das schöne Mädchen.

„Baccio!“ fuhr Lionardo zornig auf. „Endet das Gaukelspiel! Nicht als Priester habe ich Euch verlangt, als Mann, um Margherita's schwer getränkte Ehre zu retten!“

„D laßt das beruhen, Meister Lionardo, Bartolomeo hat gewiß das Richtige erwähnt!“

„Was? Ich werde doch nicht glauben sollen, daß Ihr, der junge Künstler, der sich den Besten schon zur Seite stellen kann, — den hier das schönste Glück erwartet, — ein Klosterbruder werden wollt?“

„Ich bin es schon, vielerlei Meister, der Kunst habe ich abgefast. Erzürnt Euch nicht!“ war des Mönches Antwort.

„Wie, Baccio! Um des Himmels willen, was ist geschehen? Wo kommt Ihr her?“

Da stog es wie Verückung über das ernste Antlitz des jungen Dominicaners.

„Vom größten Verbrechen, das je die Welt gesehen, komme ich her! Vom Scheiterhaufen, auf welchem der gottähnlichste Mensch sein Leben ausgehaucht: vom Tode Savonarola's!“

„Savonarola verbrannt!“ riefen Margherita und Lionardo zu gleicher Zeit.

„Nicht wahr, es zuckt auch Euer Herz, lebensfroher Meister, bei diesem Wort! Der Mann, dem ganz Florenz die langen Jahre zu Füßen lag, dem sie die Höhen ihres Schicksals geopfert, der sie geleitet mit dem Feuerstrom seiner Rede, den hat dasselbe Volk, — Fluch seinem Namen, — mit ruhigem Blut verbrennen lassen! Mit allen Folterqualen, die dieses Borgia's Peiniger erfunden, haben sie zuerst den zarten Körper ihm gebrochen und dann dem Scheiterhaufen überliefert. Der Arno trägt die heilige Asche in das Meer; doch rachefordernd steht seine Seele jetzt am Thron des Höchsten!“

Mit hoch erhobenen Händen stand er da, die tief-

liegenden Augen mit fanatischem Blick gen Himmel gewendet.

"Baccio, das ist grauenhaft!" sagte Leonardo, überredend aber fuhr er fort: "Doch Ihr, Freund, kommt wieder zu Euch! Kehrt wieder heim zu uns, zur Kunst! In ihrem Heiligthume kann kein Borgia sein lichtschenes Wesen treiben, sie reicht dem treuen Jünger den ewig grünen Lorbeer, und in seinem Schatten vergeht Ihr bald die Greuel, die Euren Sinn gefangen halten!"

"O, Meister Leonardo! Entzieht dem Himmel diesen Diener nicht!" rief Margherita.

"Ich kann nicht anders, Meister. An Savonarola's Scheiterhaufen schwur ich, in seinen Orden einzutreten!"

"O, Margherita! Habt Ihr denn Euer eigenes Glend ganz vergessen? Wird diese Herzogin zur Deckung ihrer Schuld nicht darauf bestehen, daß Ihr mit Melzi Euch verbindet? Sollte Baccio nicht Euer Retter sein?"

"Ist er es denn nicht?" fragte Margherita begeistert. "Mit seinem edlen Entschluß, dem Höchsten anzugehören, hat er auch meiner Seele den rechten Weg zur Sühne meiner Lüge gezeigt! Was ist das Opfer, das ich brachte, gegen den Schmerz, den Baccio getragen, als er den Helden in den Flammen sterben sah?" Und ihre Stimme erstarb in Schluchzen.

"Was ist dem reinen Kinde widerfahren, Leonardo, spricht?" forschte jetzt eifrig der Mönch.

In bewegten Worten berichtete der Meister nun die hehre Opferthat des Mädchens. Doch als er dem erstaunten Hörer den stummen Beweis der Liebe Margheritas, Baccio's eigenes, lebensvolles Bildniß zeigen wollte, da erhob sie stehend die Hände und sprach: "Fra Bartolomeo, der Dominicaner, darf nicht mehr schauen, was dem Künstler Baccio bestimmt!"

"Margherita!" rang es sich wie ein Schmerzensschrei von des Mönches Lippen, als sein Herz erkannte, was ihm die Beiden verschwiegen. Und als wollte er das ganze, volle Glück, das er verloren, noch einmal schauen, ließen seine Blicke über die Gestalt des wunderschönen Mädchens.

"Zu spät, zu spät! Baccio, was habt Ihr gethan!" rief Leonardo vorwurfsvoll.

"Sich selbst und mich von dieser sündhaften Welt gerettet! O zürnt ihm nicht, gütiger Meister! Mein Entschluß steht fest!"

"Was wollt Ihr thun?" fragte besorgt Leonardo.

Verhalten, aber bestimmt begann Margherita: "Zuerst muß ich einen Kranken heilen. Nach Frankreich eile ich, zu Ginevra, dem Heimwehkranken bittere Arznei zu bringen, daß er genesen von dem Schmerz um — jene dort!" Abgewandt wies sie auf Paola's Bild.

"Bei Gott, Ihr thut wohl daran! Ich geleite Euch dorthin; unter meinem Schutze sollt Ihr diesen Hof verlassen und nie mehr hierher zurückkehren!" sagte Leonardo.

"Niemals, Maestro, denn im Kloster Santa Anna bei Sanari wird Schwester Margherita für das Seelenheil der schönen Frau beten!"

"So wollt auch Ihr lebendig Euch begraben? Und Paola, die schöne Circe, die Euch der Welt geraubt, die soll durch meine Hand verewigt sein? Nimmermehr!"

Mit raschem Griff riß er das kurze Jagdmesser aus der Scheide, und mit einem festen Stoß zerschchnitt er sein eigenes, herrliches Werk. —

Jahre waren vergangen.

Fra Bartolomeo lebte nur dem Gottesdienste in Sanct Marco zu Florenz. Doch der allgewaltige Funken des Genius läßt sich nicht erlösen. Plötzlich erschien ein Madonnenbild von überirdischer Schöne, und jubelnd erkannte Leonardo da Vinci die feine Pinselführung Baccio's: Margheritas heilig reine Züge sind unsterblich gemacht durch Fra Bartolomeo's Mutter Gottes.

reckenden, auch hyperaristokratischen Naturen eigen sind; sie hielt die rechte Mitte zwischen beiden Arten, war also ziemlich klein und ziemlich schlant, ferner von leuchtender Weiße, aber lebensvoll, von feinem, blauem Geäder durchzogen und mit rofigen, schmalgewölbten Nägeln versehen, nach Carnis zur Klasse der „psychischen“ gehörend, die bekanntlich die Gegensätze der „sensiblen“ und der „motorischen“ Hand in sich ausgleicht und die Vorzüge dieser letzteren Arten in sich vereinigt. Eine feine, weiße Krause bildete, der Mode zum Trost, die dieses fleidame Toilette-Stück verpörrt zu haben scheint, einen reizenden Abschluß der Hand, die keinen anderen Schmuck trug, als den ihrer eigenen Schönheit.

Ich sah diese entzückende Hand in verschiedenartiger Thätigkeit; das eine Mal, wie sie die Stidnadel mit annuthiger, aber ungezierter Bewegung führte; ein anderes Mal, wie sie schreibend, in edler Haltung, in gleichmäßigem Fluße, aber nicht allzu flüchtig über's Papier hinglitt, eine Art, in welcher sich ruhige, sinnige Klarheit auszusprechen schien. Sehr oft sah ich sie mit einem Buche beschäftigt; auch dann glaubte ich in ihren Bewegungen charakteristische Aeußerungen des Wesens ihrer Besitzerin zu erkennen. Immer erst nach längeren Pausen schickte sich die Hand an, das Blatt umzuwenden, und das geschah dann nicht in hastiger, gieriger Eile, sondern langsam, zögernd, als ob der Geist sich schone, auch nur ein kleines von dem, was ihm zum Eigenthum bestimmt war, einzubüßen, auch nur ein Wort der zu Ende gehenden Seite unerschüt, unverständlich zu verlieren. Offenbar war das ein rechtes Lesen, kein lästernes Verschlingen.

Es war am Abend eines herrlichen Maitages, da sah ich, wie jene schöne Hand, ihrer gewohnten edlen Ruhe vergessend, mit nervöser Hast einen Briefumschlag aufriß. Jetzt hielt sie das geöffnete Schreiben, aber, — was war das? — sie fing an zu zittern, die Linke mußte ihr zu Hülfe kommen, — plötzlich entglitt der Brief den Händen, — diese verschlangen sich wie in verzweifelter Angst, — dann sah ich nichts mehr.

War ein Maifrost über junge Blüten hingezogen?

Lange, lange Zeit verging seit jenem Tage, bis ich die schöne Hand wieder sah. Aber wie war sie verändert! Abgemagert, blutlos, well. Von ihrem gelblichen Weiß hoben sich scharf die feinen, blauen Linien ab. Matt und unthätig lag sie da. Mir kam Theodor Storm's tiefempfundenes Gedicht in den Sinn:

Ich weiß es wohl, kein klagend Wort
Wird über Deine Lippen gehen;
Doch was so sanft Dein Mund verschwiegt,
Muß Deine blasse Hand gestehen.

Die Hand, an der mein Auge hängt,
Zeigt mir den feinen Zug der Schmerzen,
Und daß in schlummerloser Nacht
Sie lag auf einem kranken Herzen.

Von nun an gewahrte ich die Hand wieder öfter am Fenster; langsam erhobte sie sich und gewann allmählig wieder an Blut und Leben. Eines Tages sah ich sie wieder mit einem Briefe beschäftigt. Es war fast lächerlich, wie bei diesem Anblicke mein Herz in Aufregung pochte, da ich jenes verhängnißvollen Mai-Abends gedachte; aber meine Besorgniß war umsonst. Wiederum zwar entglitt der Brief der zitternden Hand, wiederum verschlangen sich die beiden Hände, aber ihre Haltung war eine andere als damals, ihr Druck schien ein sanfter, inniger zu sein, und mir war's, als ob er ein Dankgebet begleite.

Kurze Zeit darauf geschahen große Dinge da drüben in dem stillen Hause. Mein herrliches Ideal war eines Tages mit einem blitzenden Ringe geschmückt und — hatte Gesellschaft. Ich sah eine andere, eine kräftige Manneshand bei ihr, die meinen Lieblich streichelte und drückte und, — ich muß es leider gestehen, — sich ähnlicher Gegendienste zu erfreuen hatte. Und jetzt, — o Verderbniß der Welt! — beugte sich ein häßliches Gesicht über die schöne, geduldige Hand, um ihr gleichsam mit einem langen, innigen Kusse den Stempel des Besizes aufzudrücken. —

Nach wenigen Monaten stand eine Reihe festlicher Wagen vor dem Nachbarhause. In den vordersten derselben ward eine schöne Braut, eine schlante Gestalt mit edlen, ernstem Zügen, geleitet. Seit diesem Tage vermisse ich die schöne Hand am wohlbestimmten Fenster.

Die Besitzerin derselben habe ich nur ein einziges Mal flüchtig gesehen und niemals gesprochen, aber trotzdem wage ich auf Grund meiner Studien die Behauptung, daß jener Mann glücklich zu preisen ist, der diese edle Hand sich zu eringen wußte, weil er mit ihr das gewann, worauf sie schließen läßt, — eine edle Seele.

Nachdruck verboten.

Die Lieutenants-Frau.

Von Hanns von Spielberg.

Nan macht unseren jungen Damen, glaube ich, ihre Vorliebe für das militärische Element sehr mit Unrecht zum Vorwurfe, denn es ist in Wirklichkeit nicht der bunte Rock, das „zweierlei Tuch“, das sie blendet. Es sind überhaupt wohl nur selten Aeußerlichkeiten, die sie in ihren Entschlüssen bestimmen, vielmehr scheint mir das Beispiel der meist überaus glücklichen Ehen innerhalb des Offiziersstandes bei den Herzens-Entscheidungen derjenigen Mädchen eine Rolle zu spielen, welche vor die Wahl gestellt sind, einem Offizier ihr Jawort oder ein allerliebste, zierlich geflochtenes Körbchen zu spenden. Ich gebe nur meiner innersten Ueberzeugung Ausdruck, wenn ich die ungeheure Mehrzahl aller Offiziers-Ehen als äußerst glücklich bezeichne: es kommen viele günstige Factoren zusammen, um dieses Glück zu erhalten und zu festigen!

Ich habe in langen Jahren hunderte von Kameraden sich einen häuslichen Heerd begründen sehen und stets mit innigem Interesse das erste Einleben der jungen Frauen in den neuen Kreis, in den die Ehe sie führte, verfolgt; mit verschwindenden Ausnahmen fanden sie schnell eine sichere Stellung und herzlichen Anschluß innerhalb der großen Familie, als welche sich jedes Offiziercorps mit Recht betrachtet. Am schwersten wurde es denen, die es sich vielleicht am leichtesten gedacht hatten, — den Damen, die mit großer Mitgift und vielen Anprüchen in Verhältnisse kamen, in welchen, wie vielleicht nirgendwo anders, Arm und Reich gleich gilt. Am leichtesten lebten sich die jungen Damen ein, deren Väter selbst Offiziere waren, — sie bringen ja die genaueste Kenntniß all der De-

tails mit, welche die unerfahrene Lieutenants-Frau nur sehr allmählig in sich aufnimmt; die Rang- und Anciennitäts-Liste ist ihnen kein Buch mit sieben Siegeln, und die Grad-Abzeichen der älteren Herren wissen sie auf zwanzig Schritt Entfernung mit einer Sicherheit zu unterscheiden, um die sie jeder Gefreite auf Ehrenposten beneiden könnte. Sie kennen vom Vaterhause her die schwärzesten Geheimnisse der Burschenecle, sie wissen der Gattin des Vorgesetzten, gleich dem besten Adjutanten, auf jedem Spaziergange die linke Seite abzugewinnen und haben einen wahren Feldherrnblick für die ranggemäße Vertheilung der verschiedenen Sitz-Gelegenheiten in ihrem Salon, — im Vertrauen gesagt, sie sind meist die „Streber“ in's Weibliche überlegt.

Nicht ganz so leicht freilich wird es denen, welche, mit der militärischen Hierarchie unbekannt, plötzlich aus civilen Kreisen von des Lieutenants Adlerflügeln in das Reich der stahlumgürteten Minerva getragen wurden. Ich habe bisweilen von geheimen Instructions-Sünden murren hören, in denen junge Gatten die Zahl der Sterne auf den Schultertüden der Stabs-offiziere ihren lieblichen Rekrutinnen durch gleichviel Küsse einzuprägen suchten, — man nennt das die applicatorische Methode, — ich weiß aber auch genau, daß mancher Lieutenant seine erste Tournee nach der Hochzeit mit von Sorge und Stolz gemischtem Gefühle machte, weil er dem Erfolge des vorangegangenen Unterrichts nicht recht traute. Der Kernte stellt sich ja meist die Sache viel gefährlicher vor als sie ist; er weiß nicht, wie reizend seiner eröthenden Frau gerade ihre Naivität in militärischen Dingen steht; ihm schwebt auch immer noch das graue Bild der getrennten Frau Oberst vor, die ihn als kleinen Fährlich so gar nicht für voll ansehen wollte, und von der man sich am Kasinotische erzählte, daß sie den rechten Sophaplatz ein für alle Mal „gepachtet“ habe. Die getrennte Frau Oberst, — sie existirt auch nur noch in Winterfeld'schen Romanen; in Wirklichkeit ist sie eine viel zu kluge und zu feingebildete Frau, um nicht zu wissen, daß es unter Frauen kein Vorgesetzten-Verhältniß giebt, in Wirklichkeit ist sie meist der treue Verather und der wohlmeinende Anwalt der Damen des Regiments. Kommt derselben nur unbefangen mit dem nöthigen Vertrauen und der selbstverständlichen Achtung entgegen, welche jeder älteren Frau gebührt, Ihr Jüngeren, und Ihr werdet bald genug empfinden, was es heißt, eine erfahrene Freundin in ihr zu besitzen!

Am charakteristischsten erschien mir die Lieutenants-Frau stets in ihrer eigenen Häuslichkeit, als Herrin in dem so heiß ersehnten Heim. Hier drückt der Dienst des Gatten dem Ganzen seinen Stempel auf, und das Parole-Buch, welches seine tägliche Beschäftigung regelt, bringt auch die gesammte Lebensführung in ein der jungen Frau oft herzlich ungewohnt gleichförmiges Geleis. Wie reizend hatte sie es sich nicht als Braut ausgemacht, ihm, dem Herrlichsten von Allen, jeden Morgen den Thee selbst zu kredenzen, und wie schnell erkennt sie, daß das tägliche Frühaufräumen, „mit den Bäckereien um die Wette“, denn doch nicht zu den größten Annehmlichkeiten des Daseins gehört. Wie schön hatte sie es sich gedacht, mit ihm, wenn er vom Dienste zurückkehrt, zu plaudern und zu scherzen, und wie enttäuscht ist sie, als er das erste Mal staubbedeckt sich todmüde auf das Sopha wirft und anstatt nach ihr, nur nach dem Burschen ruft, um die schweren, hohen Stiefel, die so entseßlich nach Thran duften, möglichst schnell los zu werden. Wie abschreckend knapp bemessen ist oft die Dinerstunde, wenn um drei Uhr bereits wieder „der erste Schuß fallen soll“, wie lästig sind die Instruktionen, die den Gatten allabendlich in die Kaserne rufen! Ja, ja, — man hat nicht nur Rechte, — die Pflichten überwiegen bei Weitem und sind oft herzlich schwer! Mit dufziger Poesie kommt man nicht durch's Leben, die fähle Prosa freilich allein thut es erst recht nicht; auch bösen Tagen gute Stunden abgewinnen, das ist wahre Kunst. Und in ihr ist fast jeder Lieutenant Meister, — nicht lange, und er hat sich auch eine Frau Meisterin erzogen, die nach des Tages Last und Hitze ihm ein frohes Herz und lachende Lippen entgegen bringt.

Die fähle Prosa! Ihre Verkörperung in der Lieutenants-Häuslichkeit ist der Bursche, jene vielverkannte, treue Seele, die in fernem Kampfe mit allem Zerbrechlichen lebt und der jungen Frau unzählige, sanft mahnende Worte und bittere Thränen kostet, ehe sie den „rechten Ton“ dem biedereren Kasernenjohne gegenüber gefunden, ehe sie gelernt hat, dem breit-schridtigen Bauerburschen die Manieren eines wohlverfahrenen Silber-Dieners beizubringen. Wertwändig genug, wie schnell doch fast alle Damen dieses Meisterswert vollenden, und mit welcher rührender Anhänglichkeit meist die Burschen an „unserer jungen Gnädigen“ hängen! Freilich, sie ist es ja, welche den Schlüssel zu den Speisekammern führt, nach deren Inhalt jedes Burschenherz schmachtet, sie ist es ja, welche die herbste Laune des Lieutenants mit einem Lächeln fort zu zaubern vermag. Aber, in Geheimen gesagt, es ist doch noch ein anderes Band, das die Gnädige und den Burschen gerade in den ersten Jahren an einander fettet: es ist die gemeinsame Angst um die schrecklichen Gesellschaften! O diese ersten Gesellschaften, — welche Sorge bereiten sie nicht der Hausfrau, — und dem Friedrich! Beide sollen ja ein Meisterstück, die Probe noch nie gekübter Künste ablegen, Beide sollen, meist mit den einfachsten Mitteln, wahrhaft Großes leisten. Es ist keine Kleinigkeit, mit pochendem Herzen den ersten Rekruten im Protosen zu wissen und im Salon gleichmäßig zu lächeln, es ist aber auch keine Kleinigkeit, mit Stiefeln, gleich der Arche Noah, lautlos über das Parkett zu gleiten, oder dem Herrn Major mit Händen, für welche die Handstücke auf besondere Bestellung angefertigt werden müssen, das Theebrett zu präpariren, ohne Kumpflasche und Sahnengießzer einen Contre-Tanz aufführen zu lassen. Aber wie groß ist dann auch der Stolz, wenn Alles gut ging, wie froh fliegt sie, sobald der letzte Gast die Thür verlassen, an des Lieutenants Brust: „Gottlob, wir können mit dem Debüt zufrieden sein!“ Und wie glücklich lächelnd zieht sich Friedrich draußen in der Küche die weißen Baumwollenen Nr. 9 von den Knieen-Jämfien: „Gottlob, Christine, es ist nicht zerbrochen. Und hier ist ein Thaler Kleingeld, — der Herr Oberst haben fünf Groschen gegeben, die Andern 'man zwei und einen halben!“

Das leidige Geld! Es spielt nicht nur in der Küche seine Rolle, sondern oft genug auch drinnen bei der Herrschaft. Wenn es sicher keineswegs stets die glücklichsten Ehen sind, die sich auf Reichthum stützen, so ist eine schmale Lieutenants-Börse doch auch eine Einrichtung, die bisher noch auf keiner Welt-ausstellung prämiirt wurde; — so lange es aber Lieutenants giebt, hat die Börse dieser Herren sich mit ihrer Taille des gleichen gemeinsamen Rufes der herrlichsten Schlankheit erfreut. So bleibt es denn nicht aus, daß das Wirtschaftsbudget der Lieutenants-Frau nicht genug knapp bemessen ist, und daß sie Wunder an Wirtschaftlichkeit und Sparfamkeit vollführen muß,

Nachdruck verboten.

Die Geschichte einer Hand.

Von Richard Schwingen.

Dies war im Frühling des vergangenen Jahres. Wenn ich des Abends, müde von der Arbeit, mich mit der Cigarre an's offene Fenster setzte, so gewahrte ich an dem stillen Hause, das mir in der engen Straße schräg gegenüber liegt, fast kein anderes Lebenszeichen, als im unteren Stockwerke die Thätigkeit einer schönen, edlen Frauenhand. Ich sah gewöhnlich nicht viel mehr als diese Hand, — es war die Rechte, — flüchtiger nur und undeutlicher die Linke; alles Uebrige war eigenthümlicher Weise durch den Fensterrahmen und dichtverwachsene Blumenstöcke meinen Blicken entzogen. Aber das Wenige, was ich sah, erschien mir äußerst anziehend, denn ich bin ein Kenner und Liebhaber edler Frauenhände. Wie diese Hand beschaffen war, die stets meine besondere Aufmerksamkeit erregte? Nun denn, sie war selbstverständlich nicht groß, aber auch nicht auffallend klein, keine von jenen fleischigen Kinderhänden, die nicht selten als der physiognomische Ausdruck der geistigen Unmündigkeit, der Launenhaftigkeit, der Genußsucht, zuweilen auch des Leichtsinns erscheinen; sie war ferner keine von den auffallend langen und schmalen, oft spinnehaften Händen, wie sie besonders kalten, nüchternen, be-

um das schreckliche Gepest der Schulden dem häuslichen Herde fern zu halten. — Wunder, an denen das Wunderbarste die Kunst ist, nach Außen hin stets den Schimmer des Wohlstandes, im Hause dem Gatten den sorglosen Genuß eines behaglichen Heims zu bewahren. Und es gelingt, wenn ihr aufrichtige, wahre Liebe zur Seite steht; es gelingt nicht nur, sondern oft genug sind gerade die bescheidenen Häuslichkeiten derjenigen Familien, welche nicht hoch in Plutos Kunst stehen, die wahren Heimstätten jener Geselligkeit, die eine wirklich kameradschaftliche genannt zu werden verdient. Die junge Lieutenant's-Frau excellirt wahrscheinlich nicht in brillanten Diners und Soupers, aber sie hat stets für jeden Kameraden eine Tasse Thee und ein Couvert bereit, und das einfachste Butterbrot an ihrem Tische ist den Herren hundert Mal mehr willkommen, als eine feine „Abfütterung“ en grande tenue. Glücklich das Offiziercorps, das solche Häuslichkeiten, — glücklich aber vor Allem der Gatte, welcher solchen Schatz besitzt!

Nachdruck verboten.

Aus der Petersburger Gesellschaft.

Die Besuche des Kaiserpaars am dänischen Hofe, wo in den Sommerwochen eine Art von Familien-Zusammenkunft stattzufinden pflegt, bringen vollständige Rede in die Petersburger Gesellschaft. Die sogenannte erste Gesellschaft Petersburgs unterscheidet sich gewaltig von der Moskauer, der ältesten Hauptstadt und dem Mittelpunkt wahren Russenthums. Um in Moskau zur ersten Gesellschaft zu gehören, muß man einen vornehmen russischen Namen tragen, oder wenigstens mit den dortigen vornehmen Familien verwandt oder an einige derselben empfohlen sein. Dann nur kann man eine wirkliche und herzliche Aufnahme in jenen Kreisen erwarten. Man sieht dort sehr von oben herab auf die neue Hauptstadt, welche in den Augen eines wahren Moskowiters durchaus nicht Rußland darstellt, sondern ein internationales Hoffranzen- und Bureaokratenthum. Und so ganz Unrecht hat man mit dieser Auffassung nicht.

In Petersburg gilt als Gradmesser für Gesellschafts-Fähigkeit das Verhältnis, in welchem die betreffende Familie oder Persönlichkeit zum Hofe des Kaisers steht. Je näher, desto angesehenener; je weiter, desto weniger gilt man als „voll“. Name und Rang thut hierbei sehr wenig zur Sache. Irgend ein Gardecavallerie-Lieutenant, der mit hohen Hof-Wägendträgern verwandt ist, oder dessen Frau schön, reich, mit den jungen Großfürstinnen befreundet, ein großes Haus ausmacht, spielt gesellschaftlich eine weit größere Rolle als irgend ein Minister oder General-Adjutant, die kein so großes Haus machen; und deren Bedeutung nur in ihrer dienstlichen Stellung beruht. Darum geht in Petersburg auch das allgemeine Streben dahin, irgendwie mit dem Hofe in Berührung zu kommen. Ältere, hochgestellte Persönlichkeiten traktieren bei jungen Hofmarschällen und Adjutanten, um ihre Frau und Tochter bei der Kaiserin und den Großfürstinnen vorstellen zu lassen und womöglich eine Einladung zu einem Hoffest zu erhalten. Man ist für den Anfang schon glücklich, wenn man den ersten großen Hofball, den sogenannten „Omibus“, zu welchem an 3000 Einladungen ergehen, mitmachen kann; gelangt man aber zu dem schon mehr ausschließlichen Eremitage-Ball oder gar zu den kleineren Bällen bei der Kaiserin im Anitschkow-Palais, so ist man glücklich. Die ganze Familie strahlt, mit Ausnahme vielleicht des Vaters, der die unerschwinglich theuren Kleider bezahlen muß. Gar Manche legen sich das ganze Jahr häusliche Einbehrungen auf, nur um die übrigen einige Hofbälle mitmachen lassen zu können. Durch dieses Streben nach Hofgunst, durch dieses Sicheinschmeicheln bei Hoffranzen von häufig wenig lauterem Charakter oder doch von geistig sehr untergeordnetem Standpunkt geht der ersten Petersburger Gesellschaft jeder innere Halt, den einzelnen Persönlichkeiten jede Ueberzeugungstreue verloren. Derjenige, mit dem die Kaiserin einige gnädige Worte gewechselt, oder den sie gar zum Tanz befohlen hat, steht in den Augen der Gesellschaft weit höher, als ein kriegsverdienter General oder ein bewährter hoher Beamter. Diese Verhältnisse erzeugen in den weitesten Kreisen Mißmuth und Schaden dadurch dem Ansehen des Hofes und der kaiserlichen Familie; jedem ernstlichen Mann erscheinen sie überaus fade und fast verächtlich, und namentlich in der vornehmen Moskauer Gesellschaft herrscht dieses Gefühl vor.

Nun kommt dazu, daß der Ton in der ersten Petersburger Gesellschaft mit dem durchaus französischen Anstrich nicht der beste ist, namentlich unter den jungen oder sich noch für jung haltenden Frauen. Das Kaiserpaar giebt ja das Beispiel eines in jeder Weise ausgezeichneten und ehrbaren Familien-Verhältnisses, hält aber leider wenig darauf, daß dieses Beispiel in der Gesellschaft Nachahmung findet. Es befinden sich in derselben Herren wie Damen von einem solchen offenkundigen Auf, daß sie in Deutschland jede wahrhaft gute Gesellschaft aus ihrem Kreise ausschließen würde. Hier aber spielen gerade jene Damen eine große Rolle und gelten als tonangebende „Löwinen“. Jedermann kennt ganz genau ihre Vergangenheit und Gegenwart; Niemand höst sich aber daran; ja sie sind Freundinnen in manchen sehr hochgestellten Häusern, wenn auch nicht gerade in dem der Kaiserin. Ganz das Gleiche gilt von vielen am Hofe des Kaiserpaars wie der Großfürstinnen einflussreichen Männern, von denen man sich die übelsten Dinge erzählt, denen aber doch Jedermann, der in die Hoffkreise gelangen will, in ergebenster Weise huldigt. Alle diese Verhältnisse sind ungesund und erinnern vielfach an die Schilderungen des alten französischen Hofes unter Ludwig XVI. Sie passen nicht zu der schweren Krise, in welcher sich Rußland seit über einem Jahrzehnt befindet, zu den traurigen inneren und Geld-Verhältnissen, zu den Schreden des Nihilismus, zu den Schwierigkeiten der äußeren Politik. Wehr denn je wären jetzt in allen einflussreichen Stellungen wahre Männer am Platze, denen der Ernst der Zeit über die Seichtigkeit und die Künste des Hoflebens geht.

Die hier bestehende Hofordnung knüpft an die Berechtigung, am Hofe der Kaiserin vorgestellt zu werden und an deren Festen theilzunehmen, bestimmte Bedingungen, die dem allgemeinen Bild der Hof-Festlichkeiten eine ganz besondere Färbung verleihen. Hoffähig, d. h. mit der Berechtigung, die Vorstellung bei der Kaiserin nachzusuchen und dann Einladungen zu den Bällen zu erwarten, sind hier nur ganz bestimmte Rangklassen. Diese Verhältnisse sind ganz andere, als beispielsweise am Berliner Hofe. Dort stellt irgend ein vornehmer Gutsbesitzer aus der Provinz, irgend ein wohlhabender

Garde-Offizier seine junge Frau oder im ersten Falle vielleicht seine Tochter im Winter in Berlin bei Hofe vor, und die jungen Damen machen die dortigen Festlichkeiten mit. Alle Jahre tauchen neue Persönlichkeiten auf, jedoch das Bild wechselt; im vorigen Jahre machte die Gräfin K. besonderes Aufsehen durch ihre Schönheit; in diesem Jahre spricht man von der Lieblichkeit und Anmuth des Fräulein von N. Anders ist es hier. Da haben nur die Frauen und Töchter von Excellenzen und Garde-Obersten das Recht, Vorstellungen nachzusuchen; wobei noch eine Frage ist, ob sie demnächst Einladungen erhalten. Da nun die Excellenzen im Allgemeinen keine Jünglinge sind, so gehören auch ihre Gattinnen meistens nicht mehr der Jugend an, oder aber sie gehören zu jenen tonangebenden jüngeren Frauen älterer Männer. Unter den jüngeren Frauen findet man dann nur noch die Gemahlinnen von Flügel-Adjutanten oder anderen jüngeren Offizieren, die als ehemalige Hofräulein der Kaiserin hoffähig sind, gleichviel welchen Rang der Mann bekleidet, der ja, sobald er Garde-Offizier, Kammerherr oder dergleichen, für seine Person ohnehin hoffähig ist. Da sich aber in diesen Kreisen im Allgemeinen wenig verändert und die Provinz gar keinen Nachschub liefert, so bleibt das Bild jahraus, jahrein ungefähr dasselbe, und wer vor zehn Jahren „Löwin“ war, ist es heute auch noch. So kommt es auch, daß die verheiratheten Frauen eine weit größere Rolle spielen, als die jungen Mädchen, die sie sehr in den Schatten stellen; ein gleichfalls nicht richtiges Verhältnis, welches zur Folge hat, daß wohl innerhalb keiner anderen hauptsächlichsten ersten Gesellschaft so wenig Ehebandnisse geschlossen werden als in der Petersburger. Im vorigen Jahre hatte man in Damentreuen berechnet, daß sich in der allerschließlichen ersten Gesellschaft an 160 unverheirathete jüngere und gereifere Mädchen befanden.

Die jungen Herren der Gesellschaft machen wohl gern den lebenslustigen Frauen, allenfalls auch den hübscheren unter den jungen Mädchen, — es giebt deren nicht allzu viele, — den Hof; aber vom Courtschreiben bis zum Heirathen ist es weit. Und es gehört auch wirklich ein gewisser Muth und viel Vermögen dazu, ein junges Mädchen aus den ersten Petersburger Kreisen heimzuführen. Selbst wenn deren Eltern gar nicht vermögend gewesen, so ist sie doch an einen derartigen Zuschnitt des allgemeinen häuslichen Lebens gewöhnt, daß sie sich ein einfacheres Leben gar nicht denken kann; denn das „Mit Dir in einer Stütte, und wär' sie auch von Stroh“ liegt durchaus nicht im Charakter der jungen Russinnen. Eine Vertrath ohne die Aussicht, einen Hausstand mit vielbesuchtem „Salon“, Pferde, Wagen und zahlreiche Dienerschaft halten zu können, ist ganz undenkbar; die größte Liebe, deren diese jungen Weibdamen fähig sind, könnte nicht jene Ansprüche wissen, zu denen man doch „mindestens“ berechtigt ist. Und dann verlangt doch selbst ein junger russischer Lebemann, wenigstens hier und da, von seiner künftigen Gattin Herz und Gemüth, und daran mangelt es bei den vornehmen Petersburger Mädchen gar sehr. Ihre gefammte Erziehung ist durchaus nicht darauf angelegt. Sie haben entweder zu Hause, noch häufiger aber in den vornehmsten weiblichen Erziehungs-Anstalten, Smolna-Kloster oder Katharinen-Stift, eine gute wissenschaftliche und gefellige Vorbildung, namentlich eine hervorragende Sprachkenntnis, erlangt; aber jene Herzens-Bildung, die das junge Mädchen nur im trauesten, engsten Familienkreise, unter der Anleitung einer liebenden Mutter erlangen kann, die ist ihnen nicht zu Theil geworden. Haben sie doch im Elternhause nur die Freuden und Leiden der Geselligkeit, das Streben, ein Haus zu machen, selbst wenn nicht die Mittel dazu vorhanden waren, und die Stacht, am Hofe eine Rolle zu spielen, vom frühesten Lebensalter an kennen gelernt. Halb abgestumpft gegen gefellige Vergnügungen, die sie aber doch nicht entbehren können, weil sie dieselben als Mittel zum Zweck betrachten, treten sie in die große Welt ein. Jene fröhlichen, strahlenden Mädchen-gesichter, denen ein Ball, das Tanzen an und für sich, wirklich Vergnügen macht, kennt man hier nicht. Die jungen Damen nehmen sich bald ein Beispiel an den jüngeren, verheiratheten Frauen, und wenn sie auch nicht in deren freien Ton verfallen, so gewöhnen sie sich doch bald jene selbstbewusste Sicherheit an, die ein junges Mädchen, wenigstens in deutschen Augen, so schlecht kleidet. Aus Vorliebe tanzen sie nur mit denjenigen Herren, welche durch ihr Vermögen oder ihre gesellschaftliche Stellung am Hofe eine gewisse Rolle spielen; mit anderen jungen Herren sind sie wenig lebenswürdig und schrecken diese dadurch von der Annäherung ab. Das geht so einige Jahre; aber nur selten wirbt einer jener Salon-Löwin um die Hand eines jungen Mädchens, und erst recht nicht irgend ein anderer junger Mann. Dester's dagegen kommt es vor, daß irgend ein alter General ihr die Hand reicht, und dann spielt sie die erste Rolle als „Löwin“ in der Gesellschaft. Von irgendwelchem inneren häuslichen Glück ist dabei natürlich keine Rede.

Petersburg, 1. October 1887.

N.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Der Vogelfreund. Von Anton Müller. Siehe das Bild, Seite 441. — „Nisbefangen und Vogelstellen verbarst schon manchen guten Gesellen.“ sagt ein altes Sprüchwort; wie fast allen solchen Sentenzen kann man auch dieser eine Seite abgewinnen, von welcher betrachtet das Sprüchwort Unrecht hat. Mit demselben Rechte könnte man sagen, daß noch kein gesunder Junge dem Reiz widerstanden hat, welchen die beiden verpönten Beschäftigungen auf sein Gemüth ausüben. Es liegt ja etwas Barbarisches darin, dem leichtbeschwängten Vogel seine Freiheit zu nehmen; aber doch nur dort, wo der Muthwille, der Trieb zum Schledsten oder schünder Eigennutz die einzigen Motive der Handlung sind. Unser alter Vogelfreund ist in seiner Jugend auch ein Vogelsteller gewesen und ist es jedenfalls bis in sein Alter geblieben, denn aus eigenem Antriebe gehen ihm die Sänge des Waldes nicht in seine Ränge. Aber ein „guter Geselle“ ist er trotzdem, ein Vogelfreund, trotzdem er ein Vogelsteller ist. Das Vogelbauer, das er emsig für einen neuen Gast in Stand setzt, während sein Entelkind aufmerksam zuschaut, ist nicht ein Gefängnis für den Insassen, sondern ein geschütztes Heim, in dem er sicher ist vor der Kälte und den Entbehrungen des Winters, vor allen Schattenseiten der vielgepriesenen Freiheit. Und die Vögel kennen ihren Freund. Sie sind nicht scheu und ängstlich, wenn er an ihren Käfig tritt, sie wissen wohl, daß er für Wasser und Futter sorgt,

und sie schmettern ihm ihr schönstes Lied als Dank entgegen. Der Alte hat seine Freude an seinen Vögeln; eine bescheidene, mag Mander denken, der ihn nicht versteht, und der nicht nöthig hat, genüßlich zu sein. Aber es ist eine reine Freude, trotz des Sprüchwortes, das vom Vogelstellen nichts Gutes zu sagen weiß.

Am Webstuhl. Von R. Ahrend's. Siehe das Bild, Seite 445. — Die fabrikmäßig betriebene Maschinenarbeit hat fast auf allen Gebieten der menschlichen Handarbeit den Krieg erklärt, auf einzelnen sie ganz oder nahezu entbehrlich gemacht. Auch den Webstuhl, an dem einst Königinnen saßen, findet man nur noch in der Stütte, während der Spinnrocken sich neuerdings wieder, wenn auch meist nur als ein sinniges Decorationsstück, einen Platz in den Palästen erobert hat. Ueberall, wo die Bevölkerung noch festhält an ihrer alten, originellen Tracht, ist auch der Webstuhl unentbehrlich geblieben. Die Bewohner der Halbinsel Mönchgut auf Rügen gehören zu Denjenigen, welche sich am ablehnendsten der Alles nivellirenden Mode gegenüber verhalten, wenngleich auch dort schon manche Fischertochter „sich uttlebt hett“, und den städtischen Fuß der ländlichen schwarzen Mähe mit dem sofeet darunter hervorschauenden Saum des weißen Häubchens, dem schwarzen Nieder und dem bunten Bruststück, dem schwarzen, selbstgewebten Rock und der gemusterten Schürze mit den farbigen Seidenbändern vorzieht. Am Webstuhl nützen die Mönchguter Frauen und Mädchen die Zeit, die ihnen die Sorge für ihre Häuslichkeit übrig läßt, und am Webstuhl ist der beliebte Versammlungsort der Fischer, vorzüglich der jungen, noch ledigen, wenn ihr mühseliges Gewerbe sie nicht auf das Meer hinausreibt. Es läßt sich am besten plaudern und scherzen, während das Weber-schifflein hin- und herfliegt, und die Männer die Schäden ihrer Netze ausbessern oder an einem Spielzeug schnitzeln. Die Männer sind übrigens, was die Tracht anlangt, der conservativere Theil der Mönchguter Bevölkerung. Die Eigenart ihrer Kleidung hat sich nach ihrer Beschäftigung herausgebildet, und so lange sie auf diesen Broderwerb angewiesen sind, der sie in nächste Berührung mit dem Wasser bringt, werden sie auch kaum die langen wollenen Strümpfe, in welche die Beintelber hineingesteckt und über die bei der Arbeit die enbloßen Waffertiefel gezogen werden, und die kurzen Jaden mit einem modernen Kostüm vertauschen. Daß aber auch in diesem Kreise die Erzeugnisse unserer Cultur nach ihrem vollen Werth geschätzt werden, beweist die Photographie, mit der „Peter“ seine „Tine“ zu überraschen im Beqviffe steht. Wenn er vor dem Apparat des Photographen gerade so vergnügt gelacht hat, wie das fröhliche Quartett auf unserem Bilde, wird die schöne Fischertochter von der Rehllichkeit des Conterfeis wohl überrascht sein.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

Malerei und Stiderei in Wechsel- und Zusammenwirkung. — In unserem Zeitalter der Dampfmaschine und der Maschinen-Production ist mit so mancher anderen Kunstfertigkeit der alten Zeit auch die Kunststiderei fast ganz zu Grunde gegangen. Wo es sich darum handelt, billig und schnell einen möglichst großen Effect zu erzielen, da kann von Liebe zur Sache, von Aufgehen in einer künstlerischen Thätigkeit nicht mehr die Rede sein. Das Niveau sämmtlicher Nadel-Arbeiten ist, gegen vergangene Jahrhunderte, auf's Aeußerste herabgedrückt, und was das Schlimmste dabei ist, der wirkliche Künstler, der so großen Antheil an den herrlichen Arbeiten der „Ricamatoren“ und „Balbicuarier“ (Florentiner Stiderei) hatte, steht fast Allen, was die moderne Stiderei bietet, theilnahmlos gegenüber.

Und nicht genug damit, daß die Künstler von heute sich gegen das Kunst-Handwerk ablehnend verhalten, weil sie ihre Kunst zu erniedrigen meinen, wenn sie dieselbe gewerblichen Zwecken dienstbar machen, — der Haupt-Übelstand liegt darin, daß nur sehr wenige jener Männer, welche die Zeichnungen für die decorative Ausführung durch die Nadel entwerfen, etwas von den Hülfsmitteln verstehen, über welche die geübte Stiderei verfügt. Es ist kein unnüzes Zueinanderweben zweier unzer trennlichen Factoren, wie es die Renaissance aufweist, sondern ein äußerlich zusammengedrücktes, nothgedrungenes einander Aushelfen, dem gegenüber vor Allem die Künstler selbst die Initiative zum Anbahnen eines besseren Zustandes ergreifen sollten. Sind sie es doch zunächst, bei denen die Freude an schönen Linien und harmonischen Farben, an Glanz und Feinheit der Durchführung am lebendigsten ist. An jedem aus vergangener Zeit zu uns verfallenen Fegen, welcher Spuren der alten Arbeits-Arten zeigt, freut sich der Maler noch lange, wenn auch sonst kein „vernünftiger Mensch“ mehr etwas Schönes daran zu entdecken vermag. Dabei vergißt er, daß der Reiz, den die alten Dinge für ihn haben, nur dem Einfluß zuzuschreiben ist, den seine vorangegangenen Kollegen auf die Schöpfungen der Nadel in ihrer Zeit geübt, und daß wir heute, bei der Vollendung unserer technischen Mittel, eben so Schönes hervorbringen sollten und müßten, wenn die Kunst wieder echten und innigen Antheil nähme an den Leistungen der Stiderei.

Sobald sich wieder eine wahre Kunstfertigkeit herausgebildet hat, braucht sich auch die Kunststiderei nicht vor der Konkurrenz der Massen-Artikel zu fürchten. Es wird sich ein Verhältnis herstellen zwischen feiner, sinnreicher, kunstvoller Arbeit und der gewöhnlichen Waare, wie zwischen echten und imitierten Spitzen, oder etwa wie zwischen einem Delgemälde und einer Nachahmung in Farbendruck. Der Verbrauch, an solcher gewöhnlichen Waare wird natürlich um ein Beträchtliches größer sein, als der Bedarf für Kunstwerke, doch wird die Werthschätzung gerade im ungekehrten Verhältnis stehen.

Wohl wäre es eine lohnende Arbeit, die Geschichte der Stiderei mit derselben Liebe und Ausführlichkeit zu schreiben, wie man so oft die Geschichte der Malerei geschrieben hat. Man müßte, — um nur von christlichen Zeiten zu sprechen, — in den Klöstern des Mittelalters, den Pflanzstätten dieser nicht mehr genügend gewürdigten Thätigkeit, nachspüren, in welchem Zusammenhang die Miniatur-Malerei, mit der die geschriebenen Andachts-Bücher so reichlich geschmückt waren, zu den Stiderei-Entwürfen stand, nach denen in den Klöstern gearbeitet wurde.

An den Höfen wurde die Kunstfertigkeit der Nadel vielfach geübt. In den Klöstern erzogen, lernten die Damen naturgemäß neben den Uebungen der Religion, alle die zierlichen



Am Webstuhl. Nach einer Zeichnung von H. Ahrendts. — Siehe Seite 444.

Ahrendts
1887

und kostbaren Arbeiten machen, die vor Allem im Dienste der Kirche gebraucht werden.

Noch im siebzehnten Jahrhundert bewahrte der Schatz von St. Jean in Lyon eine Altar-Decke, welche Bertha, Gemahlin von Gerard de Roussillon, gestickt und dem heiligen Remigius zum Geschenk gemacht, und in Rheims fand man ein Kissen, welches die Prinzessin Alpaide, Schwester Karls des Kahlen, für das Grab desselben Heiligen gefertigt hatte. In der Kathedrale von Bayeux wird eine merkwürdige Arbeit aufbewahrt, die der Königin Mathilde, Gemahlin Wilhelms des Eroberers, zugeschrieben wird. Es ist eine Stickerie auf Leinwand, mit kleinen, dichten Strichen, welche Scenen aus der Eroberung Englands darstellt, und zwar mit solcher Treue, daß diese Arbeit uns wichtige Belege für die Waffen- und Kostüme jener Zeit liefert.

So treten die großen Damen jener Zeit mit den Künstlern selbst in die Schranken. Der directe Antheil indeß, den etwa gleichzeitige Maler an diesen Arbeiten gehabt, ist nicht festzustellen.

Später wurden für die unter dem Namen „Opus colonense“ bekannte Arbeit von ungenannten Künstlern Cartons angefertigt, die sowohl den Webern als auch den Stickern dienen mußten. Der Weber webte aus Gold- und Seidenfäden den Grund, auf dem der Sticker Figuren, Gewänder und Beinwerk mit der Nadel ausführte. Mitunter wurden auch die Figuren auf Leinwand gestickt und erst nach ihrer Vollendung dem gewebten Grunde aufgesetzt. Figürliche Darstellungen von großer Schönheit zählten übrigens nicht zu den Seltenheiten. In den Händen der Sticker jener Zeiten war die Nadel nichts Anderes, als ein Pinsel, der den farbigen Seidenfäden als Strich hinter sich zog.

Wie groß der Antheil war, den z. B. in Italien die Maler an den Arbeiten der Sticker-Gilden nahmen, kann man aus den Aufzeichnungen der Zeitgenossen erfahren. Raffaello del Garbo, der Freund und Schüler Filippino Lippi's, componirte

Wie eingehend sich Sandro Botticelli mit Stickerei beschäftigt habe, erwähnt Vasari. Er soll die Erfindung einer Art von Stoff-Mosaik gemacht haben, in der große Prozeffions-Fahnen angefertigt wurden, sodaß die darauf dargestellten Scenen von beiden Seiten gleich sichtbar waren. In der Sacristei von San Giovanni zu Florenz werden noch große Gemälde in dieser Technik aufbewahrt, nach denen man sich eine Vorstellung von deren großartiger Wirkung machen kann.

Häufig tritt, wie schon oben erwähnt, der Maler selbst als letzter Vollender der Stickerei auf und malt seinen Figuren Gesicht und Hände so ausdrucksvoll und innig, wie nur ein Miniaturen-Maler es vermag. Oft retouchirt er nur, wie bei dem Bett von Castellazzo, statt angelegte Massen, um ihnen das gehörige Relief zu geben.

Im achtzehnten Jahrhundert ersehen die Maler häufig die Sticker vollständig. Es werden ganze Möbel-Überzüge bloß gemalt, auf Atlas, Seide oder Sammet. Die Mode geht in allen Dingen vom Hofe aus, und der Anzug hat eine großartige Wichtigkeit. Der Hof von Versailles, der den Ton angiebt für Frankreich und somit für Europa, beschäftigt für seine Feste ein kleines Heer von Künstlern, die theils die Kostüme componiren und zeichnen, theils die Decorationen und Arrangements der großen Festlichkeiten zu erfinden und zu überwachen haben, — von der Aufzählung des einen Dauphin bis zur Hochzeit des andern.

Im neunzehnten Jahrhundert scheint es fast, als ob die rechte Farbenreueigkeit vorerst verschwunden sei und nun aus dem fernsten Osten zurückgebracht werden müsse in den kalten japanischer Seiden- und Gaze-Stoffe oder indischer und persischer Teppiche; und neben der Farbe hat uns der ferne Osten noch ein ganz bestimmtes naturalistisches Element im Decorations-Verfahren gebracht: ein Scharlehen an direct der Natur abgelauchte Formen und Töne, das um so mehr Reiz hat, als es der directeste Ausdruck für unser modernes Empfinden ist. Der Ofschirm dessen Abbildung wir bringen, zeigt eine

Lichter und Tiefen wäre unvollkommen, eine gestielte ohne gemalten Hintergrund hielte nicht zusammen. Die Stanbfäden werden in schwarzer Seide in Chenille-Knoten ausgeführt, die zurückgebogenen Kelche in bronzefarbener Seide. Die Schiffs-Rippen sind mit wechselfollem Strich, wodurch das Spiel von Schatten und Licht erzielt wird, in einem leuchtend weißlich-grauen Seidentone gearbeitet. Hin und wieder ist dem einen oder anderen Blatte ein Glanzlicht in Seide aufgesetzt; damit muß jedoch sparsam verfahren werden, um nicht den Eindrud der Blüten zu schwächen.

Die ganze Arbeit ist eine durchaus künstlerische. Es wäre wohl zu wünschen, daß nach allen Seiten hin das Gefühl für die decorative Wichtigkeit der Nadel-Arbeit im künstlerischen Sinne wieder erwachte, und daß sich diese wundervolle Kunstfertigkeit, von tüchtigen und kompetenten Künstlern gestützt, der Maschinen-Concurrenz zum Trost, zu neuem Glanz erhebe.

M. K.

Aus der Frauenwelt.

München. — Die vom Schicksal hartgeprüfte Königin-Mutter von Baiern vollendete am 15. October das 62. Lebensjahr. Die hohe Frau verbringt den größten Theil des Jahres in Hohen-Schwangau und Eibigenalp; namentlich ist der letztere Ort, ein stilles Dorf in Vorarlberg, der Lieblingsaufenthalt der königlichen Wittve. Hier wohnt sie, von der Bevölkerung hochverehrt, in einem kleinen, ererbten Landhause und erweist die Armen des Ortes durch die liebevollste Fürsorge. Nur vom Januar bis April residirt die Königin in München, lebt aber auch da ganz zurückgezogen. Vor Kurzem unterbrach aber die Fürstin ihren Landaufenthalt und begab sich nach der bairischen Hauptstadt, um daselbst die Gruft ihres unglücklichen Sohnes, des Königs Ludwig II., zu besuchen, und fuhr dann zu dem geisteskranken König Otto nach Fürstentried.

Augsburg. — Der Allgemeine Deutsche Frauen-Verein hielt hier kürzlich unter zahlreicher Theilnahme seiner Mitglieder die vierzehnte Generalversammlung ab. Aus dem Geschäftsbericht ist hervorzuheben, daß der Stipendien-Fonds durch die jährlichen Zinsen eines bedeutenden Kapitals, die dem Verein nach dem Ermessen der ungenannten Geber zustieken, einen großen Zuwachs erhalten hat. Diese Zinsen sind zur Unterstützung weiblicher Studenten, jedoch mit Bevorzugung der Studentinnen der Medicin und der Naturwissenschaften, bestimmt; sie dürfen aber auch zur Vorbereitung zum Abiturienten-Examen verwendet werden. Die Höhe eines Stipendiums beträgt jährlich 100—600 Mark. Die Unterstützungen werden zuerst auf ein Jahr und, wenn die betreffende Studentin während dieses Zeitraums ein ernstes Streben an den Tag gelegt hat, noch auf weitere drei Jahre verlängert. Es sollen diese Stipendien durchaus keine Verlockungen zum Studium sein, sondern man beabsichtigt nur, hervorragend beanlagten Mädchen hilffreich zur Seite zu stehen. Die Einnahmen der Stipendien-Kasse betragen 32,287 Mark, die Ausgaben 32,234 Mark. Die zur Verhandlung gelangten Gegenstände bezogen sich auf die Schaffung einer erweiterten Erwerbsthätigkeit der Frauen, die Zulassung derselben zu den höheren Studien, und ihre bessere Erziehung für den häuslichen und mütterlichen Beruf. Die Reihe der Vorträge eröffnete Frau Professor Weber aus Tübingen durch ihre einleitenden Worte über das Thema: „Warum gründen wir Frauen-Vereine?“ Die Rednerin betonte mit Recht die Schwierigkeiten, welche sich der gedeihlichen Entwicklung solcher Vereine hindernd entgegenstellen. Es sind in der That noch vielfach alte Vorurtheile zu überwinden, die aus der Anfangszeit der Frauen-Bewegung stammen, wo allerdings zuweilen das Maß des Erreichbaren überschritten wurde. Die Frauen-Vereine sind eben Kinder der Noth; ihre Gründung ist durch das praktische Bedürfnis, den vielen darbenenden Frauen Erwerbswege zu schaffen und den Arbeiterinnen die nöthige Ausbildung zu gewähren, veranlaßt worden. Aber auch der passive Widerstand der Frauen höherer Stände gegen diese Bemühungen muß überwunden werden. Die Vereine bieten vielen unbeschäftigten Frauen, welche ihre überflüssige Zeit durch Zerstreutungen und Luxus-Arbeiten ausfüllen, die beste Gelegenheit zu segensreicher Thätigkeit, und diese entfremdet die Frau dem häuslichen Berufe durchaus nicht, sondern erweitert nur ihr heute nicht mehr ausreichendes Arbeitsfeld im Hause. In trefflicher Weise legte dies auch Fräulein Auguste Schmidt aus Leipzig in ihrem Vortrage über die Theilnahme der Frauen an der öffentlichen Armen- und Krankenpflege dar. Sie wünschte, daß die von Frauen schon so vielfach geübte Wohlthätigkeit durch eine systematische Organisation und durch Anschluß an die Gemeinde-Verwaltung als wirklicher Armenpflege, wie dies in Kassel besonders in vorzüglicher Weise geschieht, geregelt werde. Die in letzterer Stadt thätige Armen-Vorsteherin hat sogar Sitz und Stimme in der Armen-Direction.

Wien. — Die Ueberfiedelung der Herzogin von Cumberland aus der Leidersdorfer Anstalt nach Penzing ist für die zweite Hälfte des Monats October in Aussicht genommen. Der Herzog ist bereits aus Gmund in Penzing eingetroffen, um die Ueberfiedelung vorzubereiten.

Brüssel. — Die Kronprinzessin Stephanie von Oesterreich, welche auf der Rückreise von Jerey ihren Eltern, dem König und der Königin von Belgien, einen Besuch abstattete, wurde während ihrer Anwesenheit in Brüssel von den jungen Damen der hohen Aristokratie, die vor Jahren die Gespielinnen der Prinzessin waren, durch ein intimes Fest überrascht. Bei dieser Gelegenheit ist ein kleines Gelegenheitsstück aufgeführt worden, und außerdem wurden lebende Bilder gestellt, welche einzelne Abschnitte aus dem Kinderleben der amuthigen Erzherzogin vorführten.

Amsterdam. — In unserer sportlustigen Zeit kommt das Velociped immer mehr in Gebrauch; jüngst ist es sogar von einem jungen Ehepaare auf der Hochzeitsreise in recht ausgiebigem Maße benutzt worden. Mr. Harold N. Lewis und Frau reisten aus Philadelphia mit dem Dampfschiff „Straria“ nach Liverpool ab und fuhren von da nach Coventry, wo sie ein zweifelliges Velociped kauften. Mit diesem Fahrzeug ging es von Coventry nach London, Salisbury und Newhaven, von wo das Ehepaar auf einem Dampfschiff nach Dieppe fuhr. Hier bestiegen die Amerikaner wieder das Velociped und fuhren auf demselben über Rouen, Paris, Genf, Aigle, Thun, Interlaken, Brünig, Luzern, über den St. Gotthard nach Mailand, über den Splügen-Paß nach Konstanz, Schaffhausen, dann den Rhein entlang nach Köln, Arnheim, Zutphen, Deventer, Zwolle, Deewarden, Stavoren, Horn und nach Amsterdam. Das junge Paar hatte in vierundsechzig Tagen 3416 Kilometer zurückgelegt.



viele Cartons für die Ricamatori; unter Anderem besitzt das Kensington-Museum eine Stickerie, die, unzweifelhaft nach einer Zeichnung dieses Meisters gearbeitet, einen auf seinem Throne sitzenden Patriarchen darstellt, der Kreuz und Buch in Händen hält. Aber Raffaello hat nicht nur diese Schöpfungen entworfen, er hat auch ihre Ausführung beständig überwacht.

M. de Laborde, ein gewiegter Kenner in diesen Dingen, zögert nicht, dem großen Rafael selbst den Entwurf zu einem herrlichen Bette zuzuschreiben, das für Franz I. ausgeführt worden und einen Theil jenes Ameublements ausmachte, das unter dem Titel „Mobilier du Sacre“ bekannt war.

Ein anderes wundervolles Bett ist das berühmte Bett von Castellazzo. Es ist nicht genau festgestellt, welchem Künstler die Erfindung all der Laubgewinde, Bögel, Arabesken und Grottesken zukommt, die als Stickerien alle Holztheile bedecken; man vermutet, daß sie von Giovanni da Udine herrühren. Die Technik bei diesem herrlichen Stück ist besonders eigenartig. Ueberall wurde der Localton einfach in horizontal neben einander gespannt, langen Seidenfäden angelegt, Relief und Modellirung aber ohne Ausnahme mit dem Pinsel in fein empfundenen, vorsichtig angebrachten, leichten Bister-Lasuren ausgeführt. Ueber die Malerei spannt sich ein feiner, klarer Gaze-Schleier, sowohl um die langen Fäden zu schützen, als um jede Härte des Pinsel-Auftrags zu mildern.

Arbeit in diesem modernsten Genre. Es ist eine Malerei in Gobelin-Farben, auf rosa Atlasgrund in graugrünen, bräunlichen Tönen ausgeführt, aus denen große, üppige, rothe Wohlblumen und feine, weißliche Schiffs-Rippen hervorleuchten. Blüten und Schiffs-Rippen sind mit Seide in zwangloser Art retouchirt, so zwar, daß das höchste Licht wie der tiefste Schatten erst durch die Nadel hervorgebracht werden.

Es handelt sich hier nicht, wie bei den japanischen Stoffen, die in gemischter Technik, Malerei und Stickerei, ausgeführt sind, um das Verbinden zweier ganz getrennter, in sich vollendeter Arbeits-Verfahren, die eigentlich ohne einander bestehen könnten und sich nur für einen verhältnismäßig kleinen Maßstab eignen. Der Japaner vollendet nie seine Malerei mit der Nadel, sondern er setzt in ein beliebiges, mehr oder weniger vollendetes Aquarell einen oder mehrere Gegenstände in Stickerei, — diese aber auch nur in Stickerei vollendet, — hinein, z. B. einen Vogel, ein Insekt, Blüten u. s. w.

Dieses Vorgehen verlangt von der Stickerin keinerlei Kunstgefühl. Sie hat mit den gegebenen Tönen möglichst genau dem Contour zu folgen. Bei unserer in Rede stehenden Arbeit dagegen handelt es sich um das engste Zusammenwirken von Stickerei und Malerei, sodaß die Nadel mit demselben feinen Gefühl geführt werden muß, wie der Pinsel.

Eine gemalte Blume, in dieser Art behandelt, ohne Stickerei-

London. — Jenny Lind ist plötzlich erkrankt. Die Natur des Leidens läßt eine schnelle Wendung zwar nicht erwarten, doch hoffen die Aerzte, daß die bereits im 66. Lebensjahre stehende Künstlerin sich langsam wieder erholen werde.

Die Vermählung Sir Henry Lichborne's mit der zweiten Tochter des vielfachen Millionärs Eduard Petre erregt in London das lebhafteste Interesse. Sir Henry Lichborne ist der erst vor kurzer Zeit mündig gewordene Erbe der ungeheuren Reichthümer der Lichborne's, welcher erst wenige Jahre alt war, als ihm ein Betrüger Namens Arthur Orten seinen künftigen Besitz freiwillig zu machen versuchte. Der „Hochzeitskorb“ der feineichen Neuvermählten enthielt außer sechs der kostbarsten Brillantringe zwölf prachtvolle Brillant-Armbänder, fünf Diamant-Halsbänder, ebenso viele Perlen-Halsbänder, zehn Broschen aus Brillanten, Rubinen und Saphiren, brillantbesetzte Schuhspindeln, ein Diadem, Ohrgehänge, Rämme, Haarnadeln und viele andere aus den unschätzbaren Juwelen bestehende Schmucksachen.

Gettinje. — Die Montenegriner bethätigten bei der neulich erfolgten Geburt des Erbprinzen der Prinzessin Peter Kara-georgiewitsch ihre loyalen Gefühle für das Herrscherhaus in gar feltamer Weise. Nach der dort herrschenden Landesitte wurde die Geburt des kleinen Prinzen den Bewohnern der Stadt durch Revolvergeschüsse aus dem Hause des Prinzen angekündigt. Die frohe Botschaft wurde sofort von allen erwachsenen Einwohnern der fürstlichen Residenz ebenfalls mit Revolvergeschüssen beantwortet. Das Bombardement dauerte so lange, bis Fürst Nicolaus dieser feineswegs ungefährlichen Form, die patriotische Begeisterung auszudrücken, durch ein Trompeten-Signal ein Ende machte. Darauf wurde die gesammte Bevölkerung zur Feier des freudigen Ereignisses an offenen Trüben bewirthe, und des Abends beschloß ein Feuerwerk mit Gesang und Tanz die Festlichkeiten.

Peking. — Die Chinesen interessieren gegenwärtig nichts mehr, als die bevorstehende Vermählung ihres jugendlichen Kaisers. Durch einen kaiserlichen Befehl ist an das Hof-Kessort in Peking der Auftrag ergangen, die formellen Vorbereitungen für die Vermählung zu treffen, gleichzeitig wurde aber den Beamten die Weisung gegeben, wegen der miflichen finanziellen Lage des Hofes die äußerste Sparsamkeit bei den festlichen Veranstaltungen im Lande zu beobachten. Es ist demnach nur ein verhältnißmäßig geringer Betrag im Vergleich zu den früher bei derartigen Gelegenheiten verausgabten Geldern ausgeworfen worden, aber trotzdem beläuft sich das Erforderniß auf das immerhin ansehnliche Summchen von ungefähr vierundzwanzig Millionen Mart. Sehr angelegentlich wird im ganzen Reiche die Frage erörtert, wer wohl die Glückliche sein mag, die das gütige Geschick dem Sohne des Himmels als Gefährtin bestimmt hat. Man weiß nur so viel, daß die gestrenge Kaiserin-Mutter unter den Töchtern des Landes Umschau hielt und ein junges Mädchen aus einer hochgestellten Beamten-Familie für würdig erachtete, Kaiserin von China zu werden. Wie aber die Vielweiberei heißt, und wo sie zu finden ist, blieb das Geheimniß eines kleinen, auserwählten Kreises. Man räth hin und her und achtet sorgsam auf alle noch so unheimlichen Thatsachen, die geeignet sein könnten, den Schleier des großen Geheimnisses zu lüften. So glaubte man aus der Berufung des General-Gouverneurs Yu-Lu von Szechuan nach Peking schließen zu dürfen, daß dessen Tochter, eine allerdings nur nach chinesischem Geschmack berühmte Schönheit, die Auserwählte sei. Ob sich die Vermuthung bewahrheitet, wird sich erst bei der Vermählung selbst zeigen. So will es das unabweigende Gesetz der Hof-Étiquette.

den dienen auch zur Befestigung der großen Schleier, die man gegenwärtig mit Vorliebe trägt. (Zeitschrift: C. Sauerwald, W. Leipsigerstr. 20.)

Paris. B. de G. — Die Tage des Regenmantels sind gezählt, wenigstens sucht das Kostüm aus wasserdichtem Wollstoff demselben immer mehr Terrain abzugewinnen, und es läßt sich nicht leugnen, daß es bei gleich practischen Eigenschaften bedeutend schöner und mannigfaltiger ist. Die Form dieses Regen-Kostüms zeigt die Tendenz, die Figur mehr oder weniger zu verhüllen, sei es durch einen weiten Hänge-Armel, sei es durch eine mantillenähnliche Garnitur, oder endlich durch einen zwei- oder dreifachen Schulter-Tragen.



Wien. F. A. — Beliebt sind noch immer Toques aus grauem oder elfenbeinfarbigem Tuch mit schmalem zarten Straußfedern-Beflag.



Paris. B. de G. — In den Abend-Toiletten verbinden sich Stoff und Nach-Act zu neuen, reizvollen Effekten, wovon unsere Skizze ein Beispiel giebt. Der Rock aus goldgelber Faulle ist mit gelblichen, goldgestickten Blumen-Bolants besetzt. Tunic und Taille bestehen aus goldgelbem, fein plissirtem Krepp; um erstere schlingt sich zweimal ein gelbes Schärpenband, welches in einer kleinen Diamanten-Agraffe endigt. Den Ausschnitt der Taille säumt einfache Gold-Cantille.

Wien. F. A. — Für die kühlere Jahreszeit erhebt man die Spitzen-Pelerinen oder Epauletten kleiner Mantelets durch solche aus Passanterie, ebenso die eingesehten Kermeltheile derselben durch ein geknüpftes Schnurgeslecht.

Der bisher nur practische Theater-Beutel wird immer mehr zu einem Gegenstande des Luxus und der Aoketterie. Sein erstes Erforderniß ist größte Eleganz. Ein Beispiel hiervon bietet die Vorlage aus moosgrünem Sammet und Goldstickerei auf altrosa Faulle. Mattilla Surah bildet das Futter. Die Bänder sind auf einer Seite rosa, auf der anderen lila. Eine Chiffre oder ein Monogramm giebt dem Ganzen noch mehr Stil. (Zeitschrift: R. Pusse, W. Leipsigerstr. 42.)



Ein neuer, etwas kostbarer Haarschmuck sind kleine Locken-Rämme aus echtem oder imitirtem Schildpatt, die, nicht länger als 4 Cent., oben mit einer blühenden Reihe kleiner Rubinen oder anderer, bisweilen verschiedenfarbiger Edelsteine abschließen. Diese Rämmchen werden in die Seitenlocken oder in die gewundene Haarsträhne über der Stirn gesteckt. (Zeitschrift: S. Werner, W. Leipsigerstr. 173.)



Berlin. G. F. — Die Weißstickereien der modernen Taschentücher erinnern in ihren überaus reichen Mustern an die Art der Stickerei, die vor fünfzig Jahren das Taschentuch zu einem Gegenstande höchster Eleganz machte. Neben diesen wieder auftauchenden kostbaren Verzierungen, die, nebenbei bemerkt, auch farbige ausgeführt werden, sieht man immer noch das einfache leinene Batisttuch mit bunt carrirter oder punktirter Borte. (Zeitschrift: R. Pusse, W. Leipsigerstr. 42.)

Wien. F. A. — Die runden Filzhüte der Saison zeigen eine entschiedene Richtung nach dem „juste milieu“. Die Köpfe derselben beginnen niedriger zu werden, die Krempe sich normaler Dimensionen zu bescheiden; namentlich in den für die einfache Promenaden-Toilette beliebten Formen in Coure oder Marron, bei denen die aufgeschlagene Krempe auf einer Seite in einen breiten Revers ausläuft, der sich dicht an den Kopf legt. Das Arrangement bilden zumeist breite Vogelschwingen aus Sammet oder Changeant-Band.

Für wollene Strümpfe lüdt sich eine sehr hübsche Verzierung, bestehend in Woll- und Seidenstickerei, an. Der zu stidende Theil des Strumpfes ist viel feiner als das übrige gestrickt und die Stickerei im Lanquettens-, Platt-, Kreuz- und Kettenstich ausgeführt.



Für die Königin von Württemberg, welche diesen Winter in Florenz zubringen wird, sind in dem berühmten Atelier von Worth in Paris verschiedene Toiletten von auserlesenem Geschmack angefertigt worden. Unter Anderem eine Robe zum Besuch der Messe aus silbergrauem Roire mit Passanterie-Verzierung aus Alt Silber, dazu ein Umhang aus moirirtem Blau mit grauem Federbeslag. Eine Diner-Toilette aus violetter Faulle zeigt auf den elfenbeinfarbenen Atlas-Einsätzen des Rockes und auf der im Stil Anna's von Oesterreich geordneten Taille wunderwolle alte Stickereien, ebenso das von Menon-Spigen umrahmte Watteau-Tablier einer orientalisches blauen, zu Soirées bestimmten Sammetrobe. Das vornehmste Stück aber ist eine Toilette aus schwarzem Sammet im Renaissance-Stil mit reichen Stickereien und einer aus Gold und Jet bestehenden Halskrause.

Auf dem ersten Herbst-Wettrennen zu Paris erschien die Gräfin von Rochefoucauld in grauer Seide und Wolle, einem graugestreiften Jacket mit schwefelgelben Aufschlägen und einem Hut, dessen Krempe mit gelben Rosen aufgenommen war. Die Gräfin von Pufégur trug Dunkelblau mit weißen Punkten, eine weiße Weste und einen mit blauen und weißen Federn garnirten Hut. Das zu einem violetten Sammetrock getragene wollene Leberkleid der Madame Le Grand zeigte zwei Nuancen Heliotrop; den damit übereinstimmenden Hut schmückte eine silberne Aigrette. Frau von Montgomery hatte ein Kostüm in Braun und Moosgrün angelegt, womit der Hut mit Hahnenfedern vortreflich harmonirte.

Schwedische Reform Toiletten.

Der Gedanke, den Frauen-Anzug von der französischen Mode zu emancipiren, hat den Damen-Verein „Noue Idee“ in Stockholm zu selbständigen Entwürfen verschiedenartiger Toiletten angeregt. Wir führen unseren Leserinnen zwei Proben vor, ohne entscheiden zu wollen, ob damit das Streben nach einer dem Klima entsprechenden einfachen Gewandung erreicht ist.



Fig. 1 zeigt einen Haus-Anzug aus dunkelblauem Cheviot und Sammet, mit romanischer Applications-Stickerei als Ausstattung. Der Anzug besteht aus dem Rocke, der an eine mit Ärmeln versehene Untertaille gefügt ist, und dem zweitheiligen Leberkleide, welches an den Seiten geschnürt oder geknüpft und auf den Schultern durch Agraffen zusammengehalten wird. Der hintere Theil des Leberkleides kann auch als Mantelet, mit nach außen geschlagener Bordüre, getragen werden. Ledergürtel mit Sammet-Bekleidung und Silberbeslag. — Das prinzeßförmige zu dem Gesellschafts-Anzug, Fig. 2, gehörige Leberkleid aus kupferfarbenem Sammet schließt unsichtbar an der linken Seite. Die Borten, welche es verzieren, sind mit bunter Filofelle-Seide auf oliv Canevas gestickt, während die breite Bordüre des crème-farbenen Atlas-Rockes eine kreuzstich-Stickerei in violett or Seide zeigt. Die Vorderbahn des offenen Leberkleides ist an der linken Seite, wo auch die Gürtelkette festgehalten wird, durch einige Falten gerafft. Chemiset und Kermel aus indischem Musselin.

Neue Handarbeiten.

Gegenwärtig wird in England unter dem Namen Flax thread ein neues Stid-Material fabricirt. Es ist dies ein schönes, glänzendes Leinengarn jeder Farbe und Nuance, das durchaus die Wirkung der Seide macht und dabei nicht nur viel billiger als diese, sondern auch luft- und waschrecht ist. Der kräftige, glatte Faden, mit dem es sich auf jedem Stoffe gleich angenehm arbeiten läßt, ist für alle Arten der Stickerei-Technik anwendbar. Den Beweis

Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Wien. F. A. — Die Tuch-Kostüme englischer Jagon erhalten, statt der bisherigen Stoff- oder Bique-Westen, mit besonderem Erfolg solche aus rothem, mit kleinen gelben Punkten besätem Leder.



Berlin. S. G. — Unter den bekannten Formen, welche wir bei den Winterhüten antreffen, zeichnet sich der Amazonen-Hut durch allgemeine Kleidbarkeit aus. Die Garnitur ist trotz höchster Einfachheit sehr elegant und besteht aus schönem mansgraunem Bande zu dem helleren Grau des Hutes. Hübsche Schnallen besetzen die beiden Schleifen, durch deren oberste drei Adler-Federn gesteckt sind. (Zeitschrift: S. Manasse, W. Leipsigerstr. 79a.)

Wien. F. A. — Das reiche Erbe an schönen Bandarten, welche der scheidende Sommer und hinterläßt, findet durch die neu hinzugelommenen prächtigen changeant, gestickten, geschnittenen und ungeschnittenen Sammet-Bänder eine werthvolle Bereicherung. Diese neuen Fabricate zeichnen sich nicht allein durch die Gediegenheit ihres Materials, sondern auch durch die Zartheit ihrer Farben und ihrer discreten Schattirungen aus; das Bleu de roi, Porphyre, ein goldgrünes Mouffe leuchten in den wärmsten Farbewirkungen, ohne zu blenden.

Berlin. S. G. — Die Mode der Hutnadeln, welche schon im Verschwinden begriffen schien, rückt wieder mit allerlei zierlichen Neuheiten in's Feld. Zu den hübschesten unter diesen gehören die Käfer aus farbigen Steinen auf mattgoldenen Blätterzweige. Sehr hoch und die Säule des Hutes überragend wird das Fragezeichen eingestekt. Dem Spiegel mit Fächer ist ein wirkliches Glas eingelassen. Alle diese aus Gold gearbeiteten Ka-



liefern die nebenstehend veranschaulichten Arbeiten: eine Bordüre in Plattstich auf Sammet, eine in leichterem Stuchweise ausgeführte



kleine Nachttasche aus Baumwollen-Körper und ein Deckchen aus Tuch mit einer Stickerei nach vorgebohrten Löchern. Preiszettel für Mar. Throck: S. Kravce, W. Leipzigerstr. 129 und F. Lindberst, SW. Kreuzkirchstr. 11.)

Aus Wien erhalten wir als ebenso hübsche wie originelle Anregung zur Nachahmung eine Autographen-Tischdecke. Zur Herstellung derselben nimmt man zunächst ein beliebig groß zu wählendes Stück Tuch, — am besten in den Farben Oliv, Rothbraun oder Rothbraun, — und fagt es an den vier Seiten mit einer dicken, buntschneidenden

Schur ein; beliebig sind an den Ecken noch schwere, der Schur angepasste Quasten anzunähen. Nachdem man sich nun ein reiches, möglichst buntes Farbensortiment von Gordinnet- oder Floret-Stickeide bereit gelegt hat, läßt man sich von seinen Freunden, Bekannten u. d. h. ein Jeder, der uns besucht, und den wir darum bitten, schreibt mit einem weißen Kreidestift seinen vollen Namen, der Eine dahin, der Andere dorthin, auf die Decke, und diese Autographen werden dann in je einer Farbe oder Schattirung der bunten Seide in Ketten-, Still-, Blatt- und anderen Stichen nachgestickt. Selbstverständlich wird die Decke erst in Gebrauch genommen, wenn sie mit den kreuz und quer darauf hingeworfenen Autographen gefüllt und bedeckt ist, — sie sieht höchst originell aus und giebt einen sehr hübschen, namentlich für Wohn-, Herren- und Speise-Zimmer passenden Schmuck.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Wochen-Speise-Zettel für die feinere Küche.

Table with 2 columns: Day (Sonntag, Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag, Sonnabend) and Dish/Recipe (e.g., Suppe à la Julienne, Rinder-Schwanzstück, Gefüllte Gurken).

Recepte:

1310. Fisch-Cotelettes. Einen Hecht oder Zander von 1/2 Kilo schabt man aus Haut und Gräten, fagt 200 Gr. eingeweichte, gut ausgedrückte Semmel, eben so viel Butter, Salz, Pfeffer und Muskatnuß hinzu, rührt die Masse im Reibe-Kapf recht fein, streicht sie durch ein Sieb, giebt ein Ei hinzu und kocht einen Klotz zur Probe. Wäre derselbe nicht locker genug, so thue man noch etwas Butter oder einen Löffel weiße Sauce unter die Farce, von der man auf einem mit Mehl bepanneten Brett keine Röhre formt, die, mit dem Messer platt gedrückt, die Form von Cotelettes erhalten müssen. Diese thut man dann in kochendes Wasser und hebt sie, nachdem sie darin steif geworden, wieder heraus, trocknet sie ab, panirt sie in Ei und Semmel, und bädt sie auf beiden Seiten goldgelb. Krantzartig um die Schoten garnirt, bilden sie eine beliebte Beilage.

1311. Einfacher Pfannkuchen von Barmeteig mit Sahneaufg. Man bereitet von 1/2 Kilo Mehl, 65 Gr. Zucker, 125 Gr.

Butter, 45 Gr. Hefe, 4 Eiern, etwas Salz und abgeriebener Citronen-Schale einen Barmeteig in bekannter Art, rollt ihn, nachdem er aufgegangen, dünn auf ein Blech, klopft mit den Fingern oder dem Kneipeisen einen etwas hochstehenden Rand und läßt ihn sich an einem warmen Orte nochmals heben. Inzwischen kocht man von 1 Liter Milch, mit Zucker und genügend viel feinem Gries vermischt, einen dicklichen Brei, giebt 2 ganze Eier nebst einem Stück Butter hinein und füllt ihn erkalte auf den Kuchen, der nur recht dick und gleichmäßig mit den entfeinten, beliebig geschälten und gezuckerten Pfannkuchen belegt wird. Zuletzt füllt man über dieselben einen Liter dicke, saure Sahne, die mit Zucker und 4 Eiern, — das Weiße zu Schnee geschlagen, — tüchtig gequirlt wurde.

1312. Bechamel-Kartoffeln. 1 1/2 bis 2 Liter Kartoffeln, die nicht mehlig sind, werden gelocht, darauf geschält und in feine Scheiben geschnitten; dazu bereitet man folgende Sauce: 125 Gr. Butter schmilzt man auf gelindem Feuer mit einigen geschnittenen Zwiebeln und 125 Gr. rohem Schinken, ohne sie bräunen zu lassen, fagt 2 Löffel Mehl, einen Löffel Bouillon und 1/2 Liter Sahne hinzu, so daß eine dickflüssige Sauce entsteht, die man, mit Salz abgeschmeckt, durch ein Sieb streicht. Nun packt man die Kartoffeln schichtweise in eine feuerfeste Porzellan-Form, füllt die Sauce dazwischen, legt obenauf zerplüschte Butterflüschchen und streut die geriebenen Parmesankäse auf. In den Ofen geschoben, muß sich die Speise schön bräunen; sie wird im Raps auf die Tafel gegeben.

1313. Rinder-Schwanzstück (nach dem Geschmack des Kaisers). Ein recht alt geschlachtetes Mittel-Schwanzstück wird tüchtig geklopft, mit feinem Speck gespickt und mit Butter, Salz, Gewürzen, Zwiebeln, Petersilien-Wurzeln, Mohrrüben, Schalotten, etwas geschälter Citronen-Schale, einer halben Flasche Weißwein und eben so viel Weißbier langsam weichgedämpft. Nun rührt man 2 Löffel Mehl mit Butter, ein paar Zwiebeln, einigen Scheiben rohem Schinken auf dem Feuer gelblich, gießt den entfeinten Fond des Fleisches, — das Fett selbst füllt man über das verdeckt warm zu haltende Fleisch, — dazu und läßt die Sauce tüchtig durchkochen. Ist dies geschehen, wird sie, mit Bordeaux-Essig und ein wenig Rum abgeschärft, durch ein Sieb geschlagen, bis zum Anrichten warm gestellt, und dann zum Theil über das in feine Scheiben tranchirte Fleisch gefüllt, zu dem man ein Kartoffel-Püree servirt, zum Theil in der Sauce herangezogen.

1314. Gefüllte Gurken. Große, lange Schlangen-Gurken werden der Quere nach in 3 bis 4 Stücke geschnitten und, nachdem man aus denselben die Kerne entfernt hat, mit einer guten Kalbfleisch-Farce gefüllt, die von 1/2 Kilo fein gehacktem Fleisch, 200 Gr. Panade und eben so viel Butter mit einem Ei bereitet, nach Belieben mit Petersilie oder Schnittlauch vermischt werden kann. Mit Butter und Bouillon kurz eingeschmort, müssen die Gurken in ihrem Fond glaciren; man giebt sie mit diesem, nachdem er mit etwas brauner Soulis feimig gemacht worden, auf die Tafel. Diese Gurken bilden auch eine vorzügliche Garnirung für Hammelbraten.

1315. Enten glacirt mit Maronen. Die wie zum Braten vorbereiteten Enten werden mit Butter und Salz in den Ofen gesetzt, von Zeit zu Zeit mit zugegossenem Jus überfüllt, damit sie sich schön glaciren, und weich geschmort. Gleichzeitig schält man 1 Kilo echter Kastanien, brüht sie, zieht die innere Haut ab und kocht sie in Bouillon mit Butter und einem Stückchen Zucker weich. Den Fond der Enten macht man, entfettet, mit etwas Branntweil feimig, gießt die Brühe der Kastanien hinzu, tranchirt die Enten recht geschickt, richtet sie auf einer langen Schüssel an, umgiebt sie mit den Maronen und servirt die Sauce apart.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Rathschläge.

Butter, Kunstbutter und Fett-Verwerthung in der Wirthschaft. — Als bester aller Fettstoffe gilt die aus süßer Sahne bereitete Butter, die, sorgfältig bearbeitet, fast geschmacklos, milde und fett zugleich sein muß. Während man in Norddeutschland derselben einen Zusatz von Salz giebt, liebt man sie im Süden ungesalzen, dem frischen Käse gleichend; allerdings ist sie so, eben bereitet, noch wohlthätiger, aber auch leichter dem Verderben ausgesetzt und verliert oft schon nach einigen Tagen den guten Geschmack. Für einzelne Speisen, bei Bereitung feiner Gebäckes, bei Saucen, jungen Gemüsen u. unentbehrlich, wird die Butter in der Küche stets den ersten Rang behaupten. Ein durchaus falsches Princip aber ist es, mit „billiger“ Butter kochen zu wollen, d. h. mit einer Butter, die weder frisch noch fett, dafür mit allerlei ungehörigen Zusätzen versehen ist, die wohl ihr Gewicht erhöhen, dagegen den Werth beträchtlich schmälern und die Speisen, statt sie wohlthätig zu machen, oft vollkommen verderben können. Auch die sogenannte süße Sahnenbutter eignet sich, abgesehen von dem hohen Preise, nicht zum Kochen; hierzu nehme man stets eine frische, fette Gras- oder Stoppelbutter, wie die Güter Mecklenburgs, Holsteins und Ostpreußens sie in vorzüglicher Qualität liefern.

Wenn für die obengenannten Zwecke reine Butter stets vorhanden sein muß, so stellt es sich in Bezug auf das Braten, sowohl im Ofen als auf offenem Feuer, anders. Hier ist die „Kunstbutter“ an ihrem Platze, nicht sowohl die unter dem Namen „Margarine“ käufliche, welche aus Talg und Cotton-Öl besteht, als vielmehr eine von Butter und Talg selbstbereitete. Zur Begründung dieser Ansicht diene das Folgende. Jede Butter, auch die beste, zeigt, wenn man sie auf dem Feuer zergehen läßt, eine Ausscheidung von Molke, Salz und Wasser. — Stoffe, die namentlich beim Schnellbraten von Cotelettes, Beefsteaks oder dergleichen eine schnelle Bräunung und bei nur etwas mangelnder Vorsicht ein Verbrennen und ein unappetitliches Aussehen veranlassen. Um dieser Gefahr vorzubeugen, empfehlen wir die Bereitung eines „Bratfettes“. 5 Pfund guter, fetter Butter werden in eine saubere Casserole gethan, auf gelindem Feuer zerlassen, die Casserole beiseite geschoben und die Butter, mit Zurücklassung des Bodensatzes, — eben jener erwähnten Molken, Salz und Wassertheile, — vorsichtig abgeseiht. Nun nimmt man frisches, weiß aussehendes Rinder-Nierentalg, löst es aus den Häuten, schneidet es in kleine Stücke und läßt es, wie die Butter, anstochen, so jedoch, daß das Fett vollkommen weiß bleibt. Auch kann man, — noch besser, — etwa 1 Liter Milch in die Casserole gießen, in diese das Talg thun und es darin auskochen, ein Verfahren, bei dem sich die Milch vollständig verflüchtigt, die Strenge des Fettes aber gemildert wird. Ebenfalls klar abgeseiht, mischt man es

mit der zerlassenen Butter, stellt das Ganze noch einmal auf's Feuer, erhit es bis zum Sieden und bewahrt es bis zu beliebigem Verbrauch in einem Steintopf.

Diese „Kunstbutter“ wird sich bei jeder Art des Bratens bewähren und hat überdies den Vorzug, daß sie gleichzeitig eine gute Verwertung für vorhandenes Talg giebt, wie es sich etwa an einem Rinderfett oft in nur zu großer Menge vorfindet. Röhre ersten Ranges nehmen sogar für das Braten von Cotelettes, jungen Hühnern u. oft nur ausgelassenes Rinderfett, das, sobald das betreffende Stück gar ist, abgeseiht und durch Butter ersetzt wird, welche gebräunt als Sauce servirt wird. Es ist eine derartige Bereitung in doppelter Beziehung anzurathen: erstens wird das Fleisch in dem Fett außerordentlich zart, ohne sich übermäßig zu bräunen, zweitens ist die Ersparniß von Butter nicht unbedeutend. Auch Kalbsnieren-Talg ist beim Braten der besten Butter gleichzustellen.

Ferner ist die Verwendung von Butter beim Baden in siedendem Fett nicht zu empfehlen, z. B. beim Baden von Veignets, Croquets, pommes frites. Alle diese Gegenstände müssen im Fett schwimmen; es ist dazu also eine große Portion Fett erforderlich, das zur Bereitung derartiger Speisen in einem wohlaffortirten Haushalt als besonderes „Bastfett“ vorrätig sein muß. Je nach den Ländern besteht dieses aus verschiedenen Substanzen: während man im Süden fast ausschließlich in siedendem Del bädt, nimmt man in Frankreich vorzugsweise Schweinefett, in Oesterreich und Süddeutschland eine eingeschmolzene Bastbutter. Man kann aber noch aus anderen Stoffen ein Bastfett bereiten und dabei das Gute mit dem Nützlichen verbinden, indem man Fette verwendet, die oft vorhanden und brauchbar, sonst aber nicht zu verwerthen sind. Da giebt es in erster Linie das Abschöpf-Fett der Bouillon, dann das von Rinder- und Hammelbraten; nur muß, wie überall, auch hier Sauberkeit herrschen, das Fett muß absolut rein und frei von jedem Saucenfund sein. Ist es durch einmaligen Gebrauch stark gebräunt und getrübt, so lusse man es sich setzen, sondern den Bodensatz ab, bewahre es in einem eigenen Steintopf und füge bei erneuter Verwendung einen Theil frischen Fettes hinzu. Auf diese Weise wird bei jedesmaligem geringen Zusatz der Vorrath lange reichen und kann durch inzwischen neu angesammeltes Fett immer wieder vermehrt werden. Ist das Bastfett endlich schwarz und unbrauchbar, so wandert es in einen Topf, in dem allerhand beliebige, selbst verorbene Fettreste bewahrt werden, die, von Zeit zu Zeit aufgeloht, bei genügender Menge zur Seife-Bereitung dienen können.

Desinfection von Wänden. — Man hat die Wände von Zimmern, welche zum Aufenthalt von kranken Personen dienen, früher vielfach in der Weise desinfectirt, daß man die Tapeten abriß und verbrannte. Ein solches Verfahren ist aber nicht nur ungenügend, sondern gefährlich, da beim Herunterreißen der Tapete die daran sitzenden Krankheitskeime abgestäubt werden und den Infections-Stoff weiter verbreiten können. Man hat nun neuerdings die Desinfections-Mittel einer eingehenden Untersuchung unterzogen und als das beste und vortheilhafteste Mittel das Abreiben der Wände mit Brod gefunden. Um die Wirksamkeit des Mittels zu erproben, versuchte man so, daß frisches Roggenbrod zu handgroßen Stücken in der Art zerschnitten wurde, daß an der harten Rinde nur noch eine dünne Schicht der weichen Krume anlag. Mit diesen Brodflüschchen werden die Wände unter mäßigem Druck sehr bequem abgerieben. Dieses Verfahren ergiebt die besten Resultate. Bei den, von dem Assistenten am hygienischen Institut in Berlin, Dr. Gömard, gemachten Versuchen ist in drei Fällen unter zwölf die Wand schon nach einmaligem Abreiben von den Krankheitskeimen völlig gesäubert worden, in den übrigen Fällen war die Zahl der noch haften gebliebenen Keime eine sehr geringe. Nach zweimaligen Abreiben fanden sich nirgends mehr Keime. Das Aussehen der Wände leidet durch das Abreiben durchaus nicht. Das Abreiben kann auch von ganz ungeschulten Personen ausgeführt werden; man muß nur darauf achten, daß die beim Abreiben auf die Erde fallenden Brodkrumen sorgfältig entfernt und unschädlich gemacht werden, was am besten durch Verbrennen geschieht.

Conservirtes Gemüse zu entkalzen. — Gemüse, das durch Monate langes Conserviren in Salz einen starken Gehalt des Letzteren in sich aufgenommen hat, kann nur durch langes Stehen in wiederholt aufgekommenen frischen Wasser einigermaßen gebessert werden. Allerdings geht, wie schon durch das Einlegen in Salz, ein großer Theil seines natürlichen Wohlgeschmacks verloren; man zieht deshalb in neuerer Zeit das Einnachen in Blechbüchsen bei Weitem vor.

Bertilgung von Motten. — Zur Bertilgung von Motten in Teppichen und Möbeln kann ich folgendes Verfahren empfehlen: Auf den Teppich oder auf die Möbel wird ein feuchtes Tuch ausgebreitet und dasselbe mit einem länglich heißen Bügel-eisen tüchtig überfahren. Der heiße Dampf, der dadurch entsteht, dringt in den betreffenden Gegenstand ein und tödtet alle Insekten sowie ihre Brut.

„Interessant“. — Als Ergänzung zu der in unserer letzten Nummer enthaltenen Auskunft wird noch mitgetheilt, daß oberriedische Offiziere bei einer Bereisung eines jährlichen Heben-Einkommen nachweisen und sicher zu stellen haben, und zwar 1) beim Generalkap: der Hauptmann 1200 fl., der Ober-Lieutenant und Major 1000 fl.; 2) bei der Infanterie, Cavallerie und Artillerie: der Lieutenant und Hauptmann, beziehungsweise Rittmeister 1000 fl., der Major, der Ober-Lieutenant und der Ober 800 fl. Generäle sind zur Nachweisung eines Heben-Einkommens nicht verpflichtet.

„Engagement“. — Zu unserem Bedauern ist Ihre Novelle nicht für uns verwendbar; sobald Sie und Ihre Adresse angeben, werden wir Ihnen das Manuscript zurücksenden.

Fräulein v. A. in S. bei G. — Wir können von Ihrem freundlichen Anerbieten, für welches wir Ihnen verbindlich danken, leider keinen Gebrauch machen.

Sonnenbrannte Abonnenten. — Die Beantwortung von Fragen aus dem Gebiet der Kosmetik müssen wir ablehnen.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.

Die Illustrirte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 Doppelbogen; jährlich 24 Moden-Kummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 24 Beiblätter, 28 Unterhaltungs-Kummern, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stilmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter, also außer den Schnittmuster-Beilagen jährlich 28 besondere Beigaben, eine zu jeder Unterhaltungs-Kummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 R. 50 Pf. Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (26 jährlich) kostet 50 Pf. Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 R. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.